

| Mohammad's Geburtsstuge. | Neujahrstag der Jahre der Flucht. | | Alter des Mohammad. | Alter der Chadyga. | Alter der Zaynab. | Alter der Rokayya. | Alter der Omm Kolthum. | Alter der Fâtima. | |
|-----------------------------|---|-----------|------------------------|-----------------------|----------------------|-----------------------|---------------------------|----------------------|---|
| | | | | | | | | | |
| 614 | 16. Dec. | | 45 | 60 | 18 | 15 | 11 | 10 | |
| 615 | 6. Dec. | | 46 | 61 | 19 | 16 | 12 | 11 | |
| 616 | 25. Nov. | | 47 | 62 | 20 | 17 | 13 | 12 | |
| 617 | 14. Nov. | | 48 | 63 | 21 | 18 | 14 | 13 | |
| 618 | 3. Nov. | | 49 | 64 | 22 | 19 | 15 | 14 | |
| 619 | 23. Oct. | | 50 | 65 | 23 | 20 | 16 | 15 | {Chadyga stirbt und Ro- kayya wird Mutter. |
| 620 | 13. Oct. | | 51 | | 24 | 21 | 17 | 16 | |
| 621 | 1. Oct. | | 52 | | 25 | 22 | 18 | 17 | |
| 622 | 20. Sept. | 16. Juli | 1 53 | | 26 | 23 | 19 | 18 | |
| 623 | 9. Sept. | 5. Juli | 2 54 | | 27 | 24 | 20 | 19 | {Fâtima heirathet. Ihr Al- ter stellt sich ein Jahr höher heraus, weil wir ihr im Jahre 613 zwei Geburtsstuge gegeben ha- ben. {Im März wird die Schlacht von Badr geschlagen und stirbt Rokayya. Im Sep- tember heirathet Omm Kolthum. |
| 624 | 29. Aug. | 24. Juni | 3 55 | | 28 | | 21 | 20 | |
| 625 | 18. Aug. | 13. Juni | 4 56 | | 29 | | 22 | 21 | |
| 626 | 7. Aug. | 2. Juni | 5 57 | | 30 | | 23 | 22 | |
| 627 | 28. Juli | 23. Mai | 6 58 | | 31 | | 24 | 23 | |
| 628 | 16. Juli | 11. Mai | 7 59 | | 32 | | 25 | 24 | |
| 629 | 6. Juli | 1. Mai | 8 60 | | 33 | | 26 | 25 | {Zaynab stirbt im Mai— Juli. |
| 630 | 25. Juli | 20. April | 9 61 | | | | 27 | 26 | Omm Kolthum stirbt. |
| 631 | 14. Juli | 9. April | 10 62 | | | | | 27 | |
| 632 | 4. Juli | 29. März | 11 63 | | | | | 28 | {Mohammad stirbt am 8. Juni. Fâtima stirbt im December. |

Drittes Kapitel.

Hysterie und Vision. Arabisches Heidenthum.

Mohammad litt an einer Krankheit, welche in jener ausgeprägten Form, wie bei ihm, in unsern Gegenden bisweilen bei Frauen, aber selten bei Männern, vorkommt. Man hat ihr verschiedene Namen gegeben: Schönlein heißt sie Hysteria muscularis, und weil man gewöhnlich annimmt, daß Hysterie ausschließlich eine Frauenkrankheit sei, so setzt er hinzu: »Jene irren sich, welche glauben, daß die Krankheit dem männlichen Geschlechte ganz fremd sei; denn sie erscheint allerdings bei Männern auch, nur verhältnißmäßig viel seltener.«

Sie trat, wie gewöhnlich, in Paroxysmen auf. Wenn der Anfall leicht war, so zeigte sich jenes Schwanken zwischen Expansion und Contraction der Muskeln, welches in diesem Leiden charakteristisch ist. Seine Lippen und Zunge zitterten, als wollte er etwas auflecken, die Augen verdrehten sich für einige Zeit nach der einen und dann nach der andern Seite und der Kopf bewegte sich automatisch. Bei leichten Anfällen war der Wille mächtig genug, diese convulsiven Bewegungen zu bemeistern, wie wir beim Frösteln dem Zittern der Glieder mit festem Willen Einhalt thun können; aber bei etwas heftigern Anfällen waren sie automatisch und vom Einfluß des Willens losgetrennt.

Zugleich litt er auch an Kopfschmerzen (Hysteria cephalica), und wenn die Paroxysmen sehr heftig waren, erfolgte Katalepsie: er fiel wie betrunken zu Boden, sein Gesicht wurde roth, der Athem schwer, und er schnarchte »wie ein Kameel.« Es scheint aber nicht, daß er das Bewußtsein verlor, und insofern unterschieden sich seine Anfälle von Epilepsie. Gleich nach diesen »Engelsbesuchen« wußte er stets den Umstehenden eine Offenbarung mitzutheilen, die ihm der Engel überbracht hatte; und wenn diese Orakel manchenmal auch sehr lahm waren, so beweisen sie doch immerhin, daß er bei voller Besinnung gewesen.

Eine bekannte Eigenthümlichkeit der Hysterie ist, daß sie den Typus anderer Krankheiten annimmt. Es gibt kaum ein Leiden, dem hysterische Personen nicht momentan unterworfen sind. Bald erscheint dieser Proteus unter der Form der heftigsten Lungenentzündung, bald als eine in wenigen Stunden den Tod drohende Carditis; häufig tritt er als ein erstickendes Asthma auf. Die Umstehenden sind voll Entsetzen; wenn man aber genauer zusieht, so ist die Basis dieser fürchterlichen Symptome nichts weiter als eine unbedeutende Hysterie, die vielleicht so schnell, als das Weinen der Kinder in Lachen übergeht, mit Gesundheit und Frohsinn wechselt. Die Hysterie ist eine Frauenkrankheit und, wie die Frauen, liebt auch sie die Mode; sie hängt in ihrer Assimilation und in der Ausprägung ihrer Formen besonders von dem epidemischen Charakter ab, sowohl von dem stationären, als auch von dem jährigen, und es spiegelt sich in der Hysterie der Genius morborum ab, so daß sie für den Arzt ein wahres Wetterglas für die Bestimmung der Krankheitsconstitution eines Ortes und einer bestimmten Zeit ist. In tropischen Gegenden, besonders aber in Madyna, ist Wechselfieber die herrschende Krankheit, und alle Störungen der Gesundheit sind vom Fieber begleitet. Die Paroxysmen des Mohammod nahmen daher gewöhnlich die Form eines Fiebers an. Sein Gesicht wurde

blafs, er bebte und fröstelte und endlich verkündeten grofse Schweifstropfen auf seinem Gesichte, daß die Krisis eingetreten sei.

Junge hysterische Frauen sind gewöhnlich romantisch und religiös schwärmerisch, wenn sie sich aber der kritischen Lebensperiode nähern, beherrscht sie nicht selten Nymphomanie. Aehnliche Erscheinungen haben die Krankheit des Mohammod begleitet. In seiner Jugend soll er ein moralisches Leben geführt haben — freilich ist er vom Verdachte nicht frei, sich dem nach Genesis 38, 9 benannten Laster hingegeben zu haben. Bis in sein neun- undvierzigstes Jahr begnügte er sich mit einer Frau, die noch dazu um funfzehn Jahre älter war als er. In seinem Alter aber zeichnete er sich durch unersättlichen Hang zur Wollust aus. Er hatte über ein Dutzend Frauen und wenn er sich nur auf ein paar Tage vom Hause entfernte, mußten ihm eine oder zwei begleiten. Sein Lebenswandel skandalisirte die Gläubigen, und es war nöthig, daß ihm Gott eine Offenbarung sandte und ihm in dieser Beziehung gröfsere Freiheiten als gewöhnlichen Menschen zugestand. Ungeachtet des Aergernisses fuhr er bis zu seinem Lebensende fort, seinen Harem zu vermehren, und da er sich sonst grofse Opfer auferlegte, um wie ein Mann Gottes zu erscheinen, so ist vorauszusetzen, daß sein Hang zur Sinnlichkeit unwiderstehlich und ein Symptom seiner Krankheit gewesen und er an impotentem Satyriasmus gelitten habe ¹⁾.

Für unsern Zweck sind die psychischen Symptome der Hysterie besonders wichtig. In den meisten Fällen ist sie viel mehr eine Krankheit des Geistes als des Körpers und die Leiden sind mehr imaginär als wirklich. Wer hat nicht Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß hysteri-

¹⁾ Dem armen Schelmen ist es auch nicht immer gut gegangen, man lese bei Ibn Kotayba, S. 58, den Paragraph »De foemina, quam uxorem duxit propheta et cum qua concubuit sed quam non compressit.«

sche Mädchen durch zum Tanz einladende Musik oder die Aussicht eines andern Vergnügens plötzlich von den schwersten Krankheiten geheilt worden sind? Die psychischen Symptome sind je nach der Bildungsstufe und Individualität des Patienten, nach der Umgebung und den herrschenden Vorurtheilen sehr verschieden und manchesmal so sehr entwickelt, daß die körperlichen ganz in den Hintergrund treten. Sie haben aber bei allen einen gewissen Grundcharakter gemein. Ich führe auch über diesen Gegenstand die Worte Schönlein's an, damit man mir nicht Uebertreibung vorwerfe:

» Hysterische haben alle mehr oder weniger Anlage zur Lüge und zum Betrug, und dieser Hang wird mit der Dauer dieses Uebels endlich zur wahren Krankheit. Die Lüge fließt nicht mehr aus freier innerer Ueberzeugung (was eine Unwahrheit eben erst zur Lüge macht), und es bildet sich der Geist zur Lüge und zum Betrüge in der Art fort, daß die Kranken allen, die in ihre Nähe kommen, eine falsche Vorstellung von sich und ihrer Gesundheit aufzudringen suchen; und zwar nicht bloß mit Aufopferung des körperlichen Wohlbefindens und des Gefühls der Lust, sondern geradezu mit Eintauschung der schmerzhaftesten Sensationen. Dann kommen jene Stunden, die nicht selten schon von Leichtgläubigen angestaunt und bewundert worden sind. Wir erinnern an die Nonne Emmerich zu Dülmen in Westphalen ¹⁾, an die famöse Herz, die Nadeln unter ihre Nägel einstieß und mehrere Jahre lang die Kopenhagener Aerzte soppte, an die berühmte Affaire Strebel's in Frankfurt, der ein Judenmädchen magnetisirte und zuletzt, was er aufrichtig erzählt, ganz zu entkleiden zwang.«

Um den Seelenzustand solcher Geschöpfe zu beleuchten, erinnere ich an Vorfälle, welche vor ein paar Jahren

¹⁾ Die Offenbarungen dieser Augustiner-Nonne über das „Leben der heiligen Jungfrau Maria“ sind 1854 in München, bei Cotta, gedruckt worden.

in Deutschland viel Aufsehen gemacht haben. Ein Mädchen wurde Abends von einem rachsüchtigen Liebenden auf offener Gasse gewaltsam des Schmuckes ihrer Haare beraubt. Die Unbild kam vor die Polizei und erregte Interesse im Publikum, und obwohl man den Thäter nicht ausfindig machen konnte, wurde das Mädchen doch interessant. Bald hörte man in mehreren Städten Deutschlands — München, Frankfurt, Augsburg etc. — von zahlreichen ähnlichen Fällen, und es stellte sich endlich heraus, daß die Mädchen selbst die Thäterinnen waren. Man versetze sich nur in die Gemüthsverfassung eines solchen Wesens. Weder der Verlust der Haare, noch Verhöre vor Gericht haben viel Anziehendes. Aber auch die Widerwärtigkeit hat ihren Reiz und dieses Reizes wegen verübten sie den Betrug und verharrten hartnäckig auf ihrer Aussage. Es ist unmöglich, diese Geschöpfe der moralischen Verantwortlichkeit zu entheben. Sie wußten, daß sie selbst die Thäter waren und brachten wissentlich auch andere in Unannehmlichkeiten; denn es versteht sich, daß Personen verdächtigt und eingezogen wurden, dennoch ist nicht anzunehmen, daß sie ganz schlecht und auch in allen andern Dingen betrügerisch gewesen seien — es war eine weibliche Laune.

Wir werden sehen, daß es eine Epoche in dem Leben des Mohammad gab, in der er an Hallucinationen des Gehörs und des Gesichtes litt und sich für besessen hielt; ferner scheint die Theologie der heidnischen Araber zum Theil auf Visionen und damit zusammenhängende Seelenzustände gegründet gewesen zu sein. Es ist daher unsere Aufgabe, diesen Gegenstand zu erörtern ¹⁾.

Jeder Mensch hat bisweilen Träume, deren er sich auch am folgenden Morgen noch erinnern kann, und jeder

¹⁾ Die physiologische Seite der Vision ist von J. Müller: „Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen“ 1826, erschöpfend behandelt worden.

hat auch zwei Erfahrungen gemacht, nämlich, daß ihm im Traume die Phantasie Bilder, wie z. B. die Gestalt eines abwesenden Fremdes, mit einer Wahrheit und Klarheit darstellt, mit der er sie im Wachen, vorausgesetzt, daß er den produktiven Kunstsinn nicht lange geübt hat, nicht vor das Auge der Seele zu zaubern im Stande ist, und daß der Charakter der Träume mit unserm Gesundheitszustand zusammenhängt. Selbst im wachenden Zustande leiden kränkliche, dyspeptische Menschen an übler Laune und es plagen sie bisweilen Grillen. Im Traume nehmen diese Grillen sichtbare Gestalt an. Der Leidende befindet sich im Wasser oder im Kerker, er wird von wilden Thieren verfolgt oder ist das Spiel seiner Feinde, er erleidet empfindliche Verluste an seinem Vermögen, seine Ehre wird angegriffen und die, welche seinem Herzen am nächsten sind, verrathen und verlassen ihn, oder er begleitet das Leichenbegängniß der Treugebliebenen. Anders sind die Träume eines jungen Menschen, der von Gesundheit strotzt; die Lust und der Genuß des Lebens dauert selbst im Schlafe fort. Die Geliebte, welche ihn lange verschmäht hatte, nähert sich ihm. Er gewinnt im Spiel und wandelt in paradiesischen Gegenden. Es gibt Träume, in welchen sich der Mensch von Licht umflossen, in erhabener religiöser Stimmung und wie verklärt fühlt. Die Araber heißen einen solchen Traum Royá, Traumgesicht, und halten dafür, daß sie von Gott eingegeben werde und der vierzigste Theil des Prophetenthums sei. Sie verhalten sich zu unseren gewöhnlichen Trachten und Träumen, wie das von einem Künstler gemachte Portrait, in welchem der Ausdruck einer Person im besten Moment aufgefaßt und vergeistigt ist, zu einer mürrischen Photographie; indem sie das Höchste, was wir zu empfinden im Stande sind, in uns beleben, und insofern ist wirklich etwas Göttliches darin enthalten; sie lassen auch immer einen tiefen Eindruck zurück. Solche Träume waren der Anfang des Prophetenthums des Mohamrad.

Ich mache noch auf eine andere Erscheinung aufmerksam, welche jeder Mensch täglich zu beobachten Gelegenheit hat und welche ebenfalls berücksichtigt werden muß, um die für unsern Zweck interessanten Erscheinungen des Seelenlebens zu erklären. Durch Krankheit und durch Uebung können psychische und physische Anlagen und Fähigkeiten bis in's Unglaubliche ausgebildet oder verändert werden. Man beobachte die Schnelligkeit, mit welcher ein Klavierspieler die Noten liest und zugleich die Tasten berührt und vergleiche die Bewegungen seiner Finger mit der Unbeholfenheit der Finger eines Holzhauers. In Entzündungen sind selbst Knorpel von sichtbaren Gefäßen durchschossen und man kann am kranken Zahn mit der Zunge jeden Pulsschlag fühlen. In der ägyptischen Augenkrankheit wird die Empfänglichkeit für das Licht so groß, daß selbst der Gedanke daran so schmerzlich für den Patienten ist, wie das Rauschen des Wassers für den Hydrophoben. Wir dürfen daher nicht erstaunt sein, wenn auch geistige Thätigkeiten unter Umständen krankhaft gesteigert werden bis auf einen Grad, daß wir sie nur mit Mühe wiedererkennen. Die Unkenntlichkeit hat übrigens ihren Grund nicht bloß in ihrer abnormen Entwicklung, sondern auch im Zurücktreten anderer Thätigkeiten, welche ihnen im normalen Zustande das Gleichgewicht halten. Es gibt auch physische Erscheinungen der Art. Während in der Elephantiasis die Beine anschwellen, bis sie die Dicke des Rumpfes weit übertreffen, magert der Rumpf ab, und es entsteht eine gräßliche Karrikatur der menschlichen Gestalt. So treten bei Geisteskrankheiten, die auf einer fixen Idee beruhen, alle anderen Thätigkeiten und Leidenschaften zurück, um dieser einen Idee Platz zu machen.

Auch die Phantasie, und wie immer die Anlagen heißen mögen, welche im Traume thätig sind, können durch Uebung veredelt und durch Krankheit gesteigert und verschiedentlich verzerrt werden. Göthe erzählt, zu der Zeit,

während welcher er sich mit dem Studium der Malerei beschäftigte, schwebten ihm auf seinen einsamen Spaziergängen häufig neue Bilder im Sinne grosser Meister so lebhaft vor, als sähe er sie mit leiblichen Augen. Wenn wir einen Menschen, der etwas Ausgezeichnetes in seinem Aeussern hat, das erste Mal sehen, so machen wir uns oft unwillkürlich ein Bild von seinem Charakter; er gewinnt sogleich unser Zutrauen und unsere Liebe oder erfüllt uns mit Widerwillen und Abscheu. Zschokke fühlte sich nicht nur angezogen oder abgestossen, sondern, wie er in seiner Selbstschau erzählt, er las bisweilen im Gesichte eines Fremden sogleich Episoden seiner Biographie. Ihm selbst erschien diese Gabe wunderbar; mir ist sie sehr begreiflich in einem feinen Beobachter, welcher fünfzig Bände Romane geschrieben hat. Eine bekannte krankhafte Steigerung der im gewöhnlichen Träumen thätigen Kräfte ist der Somnambulismus; der Mensch spricht im Schlafe und wandelt herum, wie wenn er wachend wäre, und da nur eine sehr beschränkte Parthie von früheren Eindrücken reproducirt wird, und da keine neue Wahrnehmungen die Vorstellung derselben stören, so ist diese so lebhaft, als sähe er die Gegenstände um sich her mit dem Auge und mässe die Entfernungen.

Es ist jedoch nicht das gewöhnliche Schlafwandeln, sondern eine andere Steigerung der Traumkräfte, das Träumen im Wachen oder die Hallucination, was für unseren Zweck von Interesse ist. Die Fälle sind seltener, und wir haben in den meisten keine Mittel, Wahrheit von Trug zu unterscheiden. Jeder kann sagen, ich hatte heute eine Vision, in welcher mir die Mutter Gottes erschienen ist. Die Lehre von Hallucinationen gehört daher schon in ein Gebiet, welches nüchterne Leute nicht gern betreten, und da sich ebenso viel für als gegen diese Erscheinung sagen läßt, geben sie nicht gern ein Urtheil ab. Ich beschränke mich, da ich mich einmal genöthigt sehe, in diese nebligen Regionen einzugehen, auf Beispiele aus der Gegenwart.

Einen sehr einfachen Fall von Hallucination erzählte mir der Herr Prosektor: — — Er machte eine längere Reise im Postwagen, und es fügte sich so, daß er drei Tage fast gar nichts zu essen bekam. Er wurde schwach und im Wagen sah er einen gedeckten Tisch vor sich und er machte die Gebärden des Essens und Trinkens in Gegenwart seiner Reisegefährten. Wenn sie ihn ansprachen, ermannte er sich, aber die Hallucination kehrte bald wieder. Im Schlafe hat wohl jeder, der durstig oder hungrig zu Bette ging, oder andere Leibes- oder Liebesbedürfnisse hatte, ähnliche Erfahrungen gemacht — sie haben ihn bis zum Erwachen beschäftigt. Aber so bald das Licht das Auge berührt, erwacht eine ganz andere Reihe von Gedanken in uns und die Bilder der Nacht verschwinden. Aus dem Falle des Herrn Prosektors sehen wir, daß der Traum unter Umständen so stark sein kann, sich auch während des Wachens zu behaupten. Der authentischste Fall von Hallucination ist der des berühmten Nicolai von Berlin. Er hatte sein gewöhnliches Aderlassen übergangen und litt zugleich an Gram. Es traten nun Visionen ein, die er nicht loswerden konnte. Leute kamen zu ihm in's Zimmer, grüßten ihn, sprachen unter sich und mit ihm, und alle seine Ueberzeugung, daß es nur Phantome seien, half nichts, er konnte seine Gäste nicht loswerden. Es wurden medizinische Mittel gebraucht; man setzte ihm Blutegel an, und während sie zogen, wurden die Phantome schwächer und durchsichtiger und verschwanden, um nicht wieder zurückzukehren. Der Genuß von Haschisch (ein Präparat von indischem Hanf, welches in Indien Pang geheissen wird) zaubert den meisten Menschen die genussreichsten Bilder vor, und wer einmal an dieses aufregende Mittel gewöhnt ist, wird so unzufrieden mit der Wirklichkeit, daß er es vorzieht, den gröfseren Theil seines Daseins in diesem Taumel zuzubringen. Schwere Nervenkrankheiten und Fieber sind fast immer mit Delirien d. h. Hallucinationen beglei-

tet. Die Ursachen der für unsern Zweck interessanten Visionen aber sind Einsamkeit, Hunger und Durst und religiöse Schwärmerei.

Die reine elastische Luft der Wüste regt den Geist ungemein an, die Umgebung aber ist so monoton, daß sie ihm keine neuen Bilder liefert, und er kehrt gern in sich selbst zurück und vergangene Begebenheiten und heimathliche Scenen stehen lebhaft vor ihm. Im Nomadenleben kommt es nun sehr häufig vor, daß Leute wochenlang allein, von Hunger und Durst gequält, herumirren, und unter diesen Verhältnissen geht es auch bei den Gesundesten selten ohne Hallucinationen ab. In Arabien ereignet es sich so oft, daß sich verlassene Wanderer rufen und eine Stimme zu sich sprechen hören, daß im Arabischen ein eigenes Wort, nämlich *Hâtif*, für eine solche Stimme vorhanden ist; in Afrika haben sie einen Ausdruck, nämlich *Ragl* (das arabische *Ragol*, der Mann), für Phantome, die dem Auge erscheinen. Der *Mirage* mag wohl zum Theil in den Dünsten der Wüste und den Brechungen des Lichtes seinen Grund haben. Aber auch hier ist die Sinnestäuschung ganz gering im Vergleich zur Vision. Wir wissen, wie im Traume das Schmarchen eines Kammergenossen zum Sturmwinde, das Nagen einer Maus zum Kanonendonner werden kann, so wird auch hier für den durstigen Visionär ein im Sonnenstrahl schimmernder Dunst zum See, in welchem er den Durst stillen und seine ermüdeten Glieder baden kann, der aber, wenn er sich ihm nähern will, leider stets in derselben Entfernung bleibt. Der *Ragl* des Europäers mögen Häuser und Thürme sein und der *Ragl* des einsamen und verlassenen Bedouinen ein Begleiter (davon hat die Erscheinung auch ihren Namen); und je nach dem Zustande seiner Gesundheit und dem Vorherrschen von Furcht oder Hoffnung ist dieser ein Hüscher, welcher den Geächteten verfolgt, oder ein Freund und Bekannter, welchem er nach-eilt, aber nicht erreichen kann, aufser wenn die Hallucination einen großen Grad der Intensität erreicht. Auch in

den Wildnissen unserer Gebirge kommen solche Fälle vor. Ich habe mehr als eine Person gekannt, der, während sie einsam in den Bergen herumirrte, vielleicht ein Stück Vieh zu suchen, der böse Feind erschien und sie irre führen wollte. Solche Erscheinungen haben manchmal dieselbe unwiderstehliche Kraft wie im Traum, wo uns oft ein Ausweg offen steht, den wir aber nicht zu benutzen vermögen. Im Herbst 1850 ritt ich in Begleitung von mehreren Freunden auf dem Himalaya von Kotgörh nach Narkonda über einen Berg Rücken, der zwischen 8 und 9000 Fuß hoch sein mag. Mein Stallknecht blieb zurück und kam erst am folgenden Tage an. Er war aus den schwülen Ebenen des Hindustan gebürtig und die dünne Luft und Neuheit der Scene hatte die Folge, daß sich ihm ein Bhit beigesellte, welcher ihn nicht verlassen wollte, bis er die Hütte von Hirten erblickte, welche ihm Unterkunft und am folgenden Tage Geleit gaben.

Eine an's Fabelhafte gränzende Erzählung von einer durch Einsamkeit und Hunger hervorgebrachten Hallucination stand im November 1858 in Schweizer Blättern:

Das »Fügl. d'Engiadina« vom 12. November theilt folgenden Fall von psychologischem Interesse mit. Die Glaubwürdigkeit des Erzählten wird uns von sehr ehrenwerther Seite verbürgt.

Seit längerer Zeit befindet sich ein Mädchen von zwölf Jahren aus Ravera im Dienste bei einem Pächter in Pütschai (einem Gut, gelegen in der Nähe von St. Maria). Vor etwa vierzehn Tagen wurde dieses Mädchen nach Valpaschun, $\frac{3}{4}$ Stunden von Pütschai entfernt, zu einem Bauer, Namens Jannet Notal, geschickt, um ihn nach Pütschai zu einem kranken Rind zu rufen. Sie langte in Valpaschun an und sprach den Notal; dieser konnte aber wegen Unwohlseins nicht Folge leisten, und sie war also genöthigt, allein den Rückweg nach Pütschai anzutreten, obwohl es schon zu nachten anfang. Den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch kam das Mädchen nicht nach Pütschai. Noch den-

selben Abend liefs ihr Herr in Valpaschun nach ihr fragen und dort erfuhr er, das das Mädchen noch gleichen Abends sich nach Pütschai begeben habe. Am Morgen wurden die Eltern des Mädchens hiervon benachrichtigt, welche dann von Ravera nach Pütschai kamen. Die Eltern und die Herrschaft des Mädchens suchten sie in der Umgegend von Pütschai, Cratias, Valpaschun, Valcava und St. Maria, in den Thälern und auf den Höhen mit aller Sorgfalt, ohne die geringste Spur von ihr zu entdecken. Denselben Abend langte ein Schreiner von Münster, welcher aus dem Unterengadin durch das Schiarler- und Vignathal zurückkehrte, in Münster an und berichtete Folgendes:

»Als ich von Schiarl nach dem Joch ging, hörte ich auf den Taufenser Alpen ein lautes Jauchzen und sah, indem ich mich meines Fernrohres bediente, auf den umliegenden, mit frischem Schnee bedeckten Bergen, auf solchen Stellen, die selbst muthigen Gensjägern unzugänglich sind, ein junges Mädchen mit bewunderungswürdiger Schelligkeit und Sicherheit gehen; sie schritt so schnell, das sie Niemand, selbst in der Ebene, hätte einholen können. Mit meinem ausgezeichneten Fernrohr glaube ich auch bemerkt zu haben, das das Mädchen statt Lederschuhe Holzschuhe trug. Sie jauchzte aus allen Leibeskräften, so das es in den umliegenden Bergen wiederhallte. Ich rief ihr zu, herabzukommen; auch bemerkte ich, das sie mich gehört und gesehen habe, sie gab mir aber trotzdem keine Antwort, sondern setzte ihren Lauf mit aller Kraft fort und jauchzte.« So erzählte unser Schreiner.

Denselben Abend erzählten uns auch die Pächter von Ruinatscha, einem Gute ob Münster, in der vergangenen Nacht ein Jauchzen gehört zu haben, welches von Pütschai herkam und sich über Ruinatscha nach dem Vignathal fortpflanzte. Die zweite Nacht verging auch, ohne das das Mädchen gefunden wurde. Den zweiten Tag und die zweite Nacht hindurch gingen sehr viele Leute durch

das Vignathal über das Joch in's Schiarlerthal, um das Mädchen zu suchen. Sie fanden es nicht, wohl aber die Fußstapfen ihrer Holzschuhe im frischen Schnee, und diese Fußstapfen setzten über die schrecklichsten, unzugänglichsten Abgründe hinweg. Auch die dritte Nacht vergeht, ohne das man das Mädchen findet. Während dieser zwei Tage und der letzten zwei Nächte, und vorzüglich in der dritten wurde ohne Unterlass in Taufers, Münster, Ravera und Puntweil in den Kirchen und Häusern für das Mädchen gebetet. Erst am dritten Tage, Nachmittags 2 Uhr, kam das Mädchen in Cierfs an, ging von hier aus durch Fuldera, Valcava und St. Maria und begab sich dann nach Pütschai zu ihrer Herrschaft. Noch denselben Abend wurden ihre Eltern davon benachrichtigt, welche sich in der gleichen Nacht von Ravera nach Pütschai begaben, um ihre geliebte Tochter wiederzusehen. Und was erzählt das Mädchen? Im vollen Besitz ihres Geistes, voll Einfachheit und Kindlichkeit theilte sie uns mit:

»Ich wollte noch gleichen Abends von Valpaschun nach Pütschai zurückkehren, als ich auf den Rath einer alten Frau einen Fußweg ging, der höher lag als die Strafe, welche ich von Pütschai nach Valpaschun eingeschlagen hatte. Ich gelangte zu zwei Bäumen und sah dort einen sehr großen Mann, der auf dem Boden ausgestreckt lag. Anfänglich erschrak ich; doch konnte ich mich bald wieder fassen, so das ich furchtlos weitergehen wollte. Geisterhaft erhob sich aber der Mann und er winkte mir, ihm zu folgen. Ich gehorchte ihm; ein zweiter Mann gesellte sich kurz darauf zu uns und in wenigen Minuten ein dritter. So führten mich die Drei über Pütschai und Ruinatscha über die Berge von Vigna nach dem Schiarlerthal; hier irrten wir auf den Bergen hin und her und endlich gelangten wir in die Umgegend von Schuls. Bald war ich von allen Dreien begleitet, bald nur von Zweien und einem Hündchen. Es war mir unmöglich, umzukehren; ich wurde gezwungen, Tag und Nacht vorwärts zu

gehen; nur zum Trinken wurde mir Zeit gelassen, und ich habe auch oft während dieser Zeit getrunken. Auf der ganzen Reise habe ich keinen Hunger gefühlt. Ich durfte jauchzen und Lärm machen nach Belieben, wenn ich aber Namen von Personen im Hause meines Herrn nannte, dann wurde mir ein Zeichen gegeben zu schweigen. Während dieser Reise war ich immer ohne Furcht und in vollem Bewusstsein. Ich setzte über Stellen ohne Furcht und mit vollkommener Sicherheit hinweg, die Andern unzugänglich sind, und meinem damaligen Zustande schien der Weg so bequem und sicher, wie eine Landstrasse. Aber ich bemerkte wohl, daß das kein Weg für Menschen in gewöhnlichen Verhältnissen sei. Selbst das Hündchen meines Herrn, welches mich nicht verlassen wollte, durfte meinen Weg nicht gehen, sondern war genöthigt, große Umwege zu machen, um wieder zu mir zu gelangen. In der Gegend von Schuls verloren meine schauerhaften Gefährten immer mehr ihre Kraft und die Gewalt, über mich zu gebieten, doch begleiteten sie mich noch von den Bergen in's Thal hinunter und verschwanden dann. Von hier aus ging ich über Schiarl, Alp Campatsch, Cierf, Fuldera, Valcava und St. Maria nach Pütschai.«

An demselben Abend erzählte das Mädchen dieses in Pütschai. Noch jetzt dient sie bei dem gleichen Herrn und ihre Herrschaft ist jetzt noch mit ihr zufrieden wie vorher. Auch jetzt erzählt sie dieses Abenteuer Jedem, der es von ihr zu wissen verlangt; und sie thut dies mit aller Einfachheit und Aufrichtigkeit des Herzens, sagt jedoch, daß sie jetzt erst eine momentane Furcht und eine gewisse Angst überfalle, wenn sie an das Vorgefallene denke.«

Die wunderbare Behendigkeit des Mädchens im Steigen und Klettern erinnert uns an Schlafwandler.

Ähnliche Fälle sind in den Wüsten Arabiens häufig, und wir lesen von manchem, übrigens durch seinen Muth und geistigen Anlagen ausgezeichneten Manne, daß er, durch

die Ginn (Dämonen) verlockt, sein Leben verloren habe. Man kann sich also nicht wundern, wenn die Steppen und Berge von Gespenstern wimmeln¹⁾; denn die Leute hören und sehen diese Wesen, und daher, wenn sich ein Wanderer im Freien auf dem Sand niederlegte, um die Nacht zuzubringen, waren seine letzten Worte: Ich empfehle mich dem Geiste dieses Ortes.

Wenn es auch gewiß wenige Araber gibt oder gegeben hat, die nicht an Gespenster glaubten, so wären wir doch ungerecht, ohne Weiteres die rohen Begriffe unserer in mancher Beziehung tief unter den Bedouinen stehenden niederen Klassen ihnen zuzuschreiben. Sie wußten wohl, daß viele Gespenstergeschichten Phantasiegebilde seien und waren weit davon entfernt, alle Erscheinungen dieser Art als etwas Objectives anzunehmen. Mohammed findet es daher nothwendig, sich durch die feierlichste Versicherung dagegen zu verwahren, daß seine Vision eine Sinnestäuschung war. Der Name Ginn, womit sie die Gespenster bezeichnen, beweist, daß ihnen der subjektive Ursprung nicht ganz unbekannt war. Ginn heißt bedecken, und Ginn Schleier, Decke, Hülle. Man heißt die Nacht in diesem Sinne Ginn, weil sie die Erde bedeckt und gleichsam einhüllt²⁾. Ginn bedeutet also Umneblung, Bedrückung des Geistes, welche freilich in den meisten Fällen einem Wesen außer uns zugeschrieben wurde. Jedenfalls sind daher die Ginn für die Araber ein Theil der Schöpfung, an deren Existenz sie so wenig zweifeln als an der der Luft.

Hammer hat eine Abhandlung über die Ginn³⁾ der Moslime geschrieben. Wir wünschen die Ideen der Wü-

¹⁾ Auch die Juden hatten ihre Wüstengespenster und hießen sie Sche'yrym, Jes. 13, 21. 34, 14.

²⁾ So bedeutet auch Ghül Waldteufel, ein böses Ginngeschlecht, ursprünglich Rausch, Kopfweh, Schwermuth, Delirium.

³⁾ Vielleicht ist auch das lateinische Wort Genius von Ginn und nicht, wie man gewöhnlich annimmt, von gignere abgeleitet, und mit der Vorstellung von den Semiten nach Italien gewandert.

stenbewohner vor Mohammad darüber kennen zu lernen, und es ist sehr schwer, das, was die viel furchsameren und abergläubischeren Städtebewohner und systematisirenden Theologen darüber gefabelt und gelehrt haben, von den ursprünglichen Ansichten der heidnischen Araber zu sondern. Es scheint, daß diese sich die Ginn als ein den Menschen analoges Geschlecht vorstellten, welches sich wie wir fortpflanzt. Die Körper derselben jedoch sind feurige und lustige und nicht irdische Gebilde, und dem menschlichen Auge nur ausnahmsweise sichtbar. Wie die Träume schwermüthiger, krankhafter Menschen düster und schrecklich sind, so begegnen ihnen auch gefährliche, boshafte Ginn, während das heitere Gemüth von Trank und Labung versprechenden Sirenen in die Tiefe der Wüste gelockt wird und vom Hätif eine freundliche, tröstende Ansprache vernimmt. Die Ginn sind also von ebenso verschiedenem Charakter als die Menschen, ja der Unterschied ist noch größer, und es versteht sich, daß sie nicht alle menschliche Gestalt haben, denn die Phantasie malt sich die wunderbarsten Gebilde aus¹⁾, und so kommt es, daß schon im Korän des Ifryt Erwähnung geschieht, welcher ein durch Kraft und Bosheit ausgezeichneter Ginn ist.

Wenn der Mensch keine andere Anlage hätte, als die, im Schlafe, und ausnahmsweise auch im Wachen zu träumen, so würden alle Araber diese Phantomenwelt reisenden Thieren von Greifen und Drachen, oder weil man der Ginn nicht habhaft werden konnte, Stürmen und Winden an die Seite gesetzt haben. Sie wäre eine Wiederholung und Fortsetzung der physischen Welt geblieben und nichts weiter. Aber es ist der Religionsinstinkt, welcher den Men-

¹⁾ Sohaly (Ausz. S. 44) sagt: Aus der Tradition erhellt, daß eine Gattung von Ginn wie Schlangen sind, eine andere Gattung wie schwarze Hunde, eine dritte schwebende Winde oder Zephyre mit Flügeln, und eine vierte reisen und machen halt und dies sind die Sa'aliy (Drachen). Wahrscheinlich nehmen die schwebenden nicht Speise und Trank zu sich.

schen zum Ebenbilde Gottes macht und bisweilen über die Schöpfung seiner Einbildungen den Abglanz der Gottheit verbreitet.

Es gibt Kräfte der Seele, welche den physischen Kräften, z. B. der Schwere, Centrifugalkraft etc., analog sind. Eine solche Kraft ist die Geschlechtsliebe und Anhänglichkeit an die Familie. Niemand zweifelt, daß sie allen Völkern gemein sei. Die Araber sagen, wenn es nur einen Mann und eine Frau in der Welt gäbe, und er befände sich am Nordpol und sie am Südpol, so würden sie sich finden. Vielleicht, um diese Anziehungskraft recht anschaulich zu machen, lassen sie unsere ersten Eltern, als sie aus dem Paradiese auf die Erde geworfen wurden, nicht auf Einen Ort fallen. Adam wurde nach Ceylon versetzt und Eva nach Syrien oder Arabien und sie trafen sich in der Nähe von Makka. Jeder Mensch sieht den Zweck ein, den die Vorsehung hatte, indem sie die Geschlechtsliebe (als unterschieden vom bloßen Geschlechtstrieb) in die menschliche Natur legte. Sie bildet die Basis des geselligen Lebens. Ebenso allgemein, aber noch viel kräftiger ist der Religionsinstinkt. Es hat daher nie ein Volk gegeben, welches nicht irgend eine Religion gehabt hätte und es gibt zehn Hagestolze zu einem Menschen, welchem es sein ganzes Leben lang gelingt, alle Ausflüsse des Religionsinstinktes: Glauben an Gott, Gewissen und Aberglauben ganz zu ersticken. Um sich von der Macht dieses Instinktes zu überzeugen, denke man an die Kriege und Verfolgungen, die Grausamkeiten und das Zerreißen der dem Menschen theuersten Bande, welche die Religion veranlaßt hat; man denke an die Büßer und Märtyrer, an die Geldopfer und Hingebung, vor allem aber an die Ohnmacht der Vernunft und Ueberzeugung gegen den Glauben und Aberglauben, welche wie Schmarozerpflanzen auf dem Religionsinstinkt wurzeln und ihn wuchernd umschlingen.

Der Ausdruck Instinkt ist in diesen und ähnlichen Fällen gemißbilligt worden. Ich will ihn nicht vertheidigen,

er ist unpassend, und »Religionsinstinkt« ist wohl zu eng. Meine Aufgabe ist aber nicht, ein System aufzubauen, sondern den Leser an jedermann Bekanntes zu erinnern, und dazu eignet sich ein annähernd den Begriff ausdrückendes Wort oft besser, als ein technischer Terminus. Geist ist nicht das rechte Wort, denn ich rede von einer (vielleicht der einzigen) Grundeigenschaft und nicht von der Substanz der Psyche. Gottesbewusstsein ist noch weniger brauchbar, denn dem Menschen ist kein Bewusstsein angeboren, sondern nur Anlagen und unbestimmte Triebe, welche die Erziehung zum Bewusstsein fortbildet. So ist dem Mann das Bedürfnis ein Weib zu lieben angeboren, aber die Reize der Liescl erwecken erst diesen Trieb und bestimmen ihm, sie ausschliesslich zu lieben. Wäre uns ein Gottesbewusstsein angeboren, so könnte ich mir kein Ringen nach Erkenntnis, keine Geschichte einbilden.

Der Religionsinstinkt ist der Kompass der Menschheit auf den Fluthen der Zeit, und wie die Magnetnadel durch einen Hauch aus ihrer Richtung gebracht werden kann, aber immer wieder dahin zurückkehrt, so auch können seine Mahnungen leicht übertäubt werden, aber sie lassen sich nicht unterdrücken. Weil der, welcher seinen Inspirationen nachgeht, zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt, heissen die Moslime eine Seite desselben das Yakyn, Gewisse, Zuverlässige, und wollen damit eine auf Intuition gegründete Gotteserkenntnis andeuten. Die Christen, seine praktische Seite berücksichtigend, sprechen von der Conscientia, dem instinktartigen Takt, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, und der Befriedigung, welche das erstere, und den Vorwürfen, welche das letztere zur Folge hat. Beide Auffassungen sind viel zu beschränkt. Der Religionsinstinkt ist vielmehr der Urquell alles Grossen, Wahren und Schönen. Durch ihn erhalten die Künste, besonders aber die Poesie ihre Weihe. Homer's Gedichte waren eine Offenbarung für die Griechen, und der Meissel ihrer Bildhauer hat wirkliche Götter geschaffen. Sieh sie an und der Geist

regt sich in dir und dein moralisches Gefühl wird gestärkt und geläutert. Eine viel höhere Ausbildung dieses Instinktes ist in den Gedichten der Perser wahrnehmbar, und die göttlichen Inspirationen sind unverkennbarer. Leider aber fluthete der Gluthstrom mit solcher Gewalt in ihnen, daß ihre mystischen Dithyramben oft eine Verzerrung des Heiligen sind, welches kein Dichter klarer empfunden und schöner ausgesprochen hat als unser Schiller. Aber nur bei höhern Naturen kommt das Göttliche in seiner Reinheit zum Bewusstsein; bei der Menge ist der Religionsinstinkt ein fruchtbarer Boden für Aberglauben, Vorurtheile und Verirrungen aller Art.

Um das Wesen des Religionsinstinktes besser zu begreifen, muß man ihn mit dem Instinkte der Sitten und Sprache vergleichen. Alle drei haben so viel mit einander gemein, daß sie wie die cosmischen Erscheinungen, Elektrizität, Licht und Wärme, sich bei genauer Forschung als Zweige eines und desselben Stammes erweisen dürften. Die Vernunft ist die Dienerin der heiligen Inspirationen dieses Gottes in uns. Es ist ihre Aufgabe, sie zu pflegen und rein von Aberglauben zu bewahren. Aber, wehe dem Verstande, d. h. der Vernunft, welche nicht durchgedrungen ist, wenn er ihnen kein Gehör gibt und sich ihnen widersetzt. Nationen und Personen (wie die beiden Napoleone), welche höhere Inspirationen verachten, sind stets die Sklaven des erniedrigendsten Aberglaubens gewesen, und wenn Völker den Rationalismus bis zum praktischen Atheismus treiben, ist ihr Verfall unvermeidlich. Wie der Geometer mit seinen Winkeln und Dreiecken nicht ausreicht, uns ein lebendiges Bild einer Blume oder Landschaft zu geben, so auch reicht der gewöhnliche Verstand nicht aus, diese Inspirationen zu definiren. Es ist der Vorzug der Edeln, sich von ihnen in ihrem Thun und For-schen bestimmen zu lassen.

Daß sich der Mensch durch seine Anlage zur Sprache und Gotteserkenntnis vom Thiere unterscheidet, hat man schon

vor Jahrtausenden anerkannt, und es ist sonderbar, daß man erst in unserm Jahrhundert zur Einsicht gelangt sein soll, daß dieser Instinkt die Feder ist, welche die Räder der Geschichte bewegt, und die Sprache der Zeiger auf dem Zifferblatt. Die Liebe, welche eine der Grundlagen des häuslichen und zum Theil auch des geselligen Lebens ist, ist in einer niedrigen Form auch den Thieren eigen, und sie geht daher im Individuum durch alle ihre Phasen, und vor tausend Jahren äußerte sie sich auf dieselbe Weise und führte zu denselben Resultaten wie jetzt noch; aber im Jahre 860 haben die Menschen andere Ansichten über Religion gehabt und eine andere Sprache geredet als wir. Religion ist das Wesen der Geschichte, die socialen und politischen Zustände aber sind nur Nebensymptome, welche ihre Phasen charakterisiren. Es ist wahr, was Mohammod im Korân sagt: »Die Menschen glauben an nichts, was sie nicht sehen.« Das Gewissen genügt ihnen nicht, sie zu leiten, es müssen sie Hölle und Teufel im Zaume halten. Gegen das Licht in ihrem Innern und die Wunder der Schöpfung schlossen sie ihre Augen, und es müssen sie Pfaffenlist und Taschenspielerlei von dem Walten eines Gottes überzeugen; der gedrückte Sklavensinn läßt sie die hohe Würde und Unvergänglichkeit ihres Selbst nicht fühlen, es muß ihnen eine positive Offenbarung die Unsterblichkeit zur Gewißheit machen. Und wenn diese unglücklichen Geschöpfe, welche von Jugend auf von Frömmern abgerichtet sind, das Heiligste zu mißdeuten, den Betrug einschauen, so verfallen sie der Irreligiösität und dem Aberglauben. Wegen der Unfähigkeit der Mehrzahl, die Eingebungen des Religionsinstinktes zum Bewußtsein zu bringen, schafft er sich, wie die ewige Kraft der Natur, Formen, und das Göttliche nimmt Fleisch an. Aber diese Gebilde müssen, wie alles Fleischnliche, nachdem sie ihre Lebensperioden durchlaufen haben, wieder untergehen und andern, vollkommenern Platz machen. So mußten die heidnischen Religionsformen der christlichen

weichen, und sechshundert Jahre nach dem Erstehen des Christenthums trat der Islâm in's Leben. Was kann nicht noch folgen im Verlaufe der Jahrtausende, während welcher die Priester der Wissenschaft und Kunst den Menschen Gott näher bringen, ihn mit der übrigen Schöpfung aussöhnen und sie ihn durch neue Entdeckungen mehr und mehr unterwerfen? Dieses ist die Geschichte, und ihre innerste Triebfeder ist der Religionsinstinkt.

Wie gesagt, wenn alle Menschen, welche an Hallucinationen leiden, so aufgeklärt wären wie Nicolai, so würden sie stets nur als Krankheitssymptome angesehen worden sein; wenn bloß materielle Naturen den Hâtif hörten und den Ragl sähen, so würde diesen Phantomen zwar objektives Dasein zugeschrieben werden, aber sie würden eine verzerrte Wiederholung der sichtbaren Schöpfung bleiben; weil aber religiöse Schwärmer zu solchen Selbsttäuschungen Anlage haben, so hat sich dem Menschen eine neue Welt geöffnet. Unter dem Einflusse des in diesen Schwärmern vorherrschenden Religionsinstinktes wird die Hallucination zur eigentlichen Vision und sie schauen das Göttliche oder wenigstens das Ueberirdische mit lebhaften Augen. Auch hier sind zwei entgegengesetzte Richtungen wahrnehmbar. Höhere Naturen, deren Brust mit Andacht und Liebe zu Gott erfüllt ist, erblicken, wie Swedenborg und die Jungfrau von Orleans, Gestalten, welche von Licht umflossen und voll Würde und Milde sind, sie vernehmen die Chöre der Engel und sind von unaussprechlicher Wonne besetzt. Manchesmal befinden sie sich auch ohne Vision in einem Zustand seeliger Begeisterung und himmlischen Entzückens. Auch während dieser Extasen sind sie ganz versunken in dem Göttlichen, und wenn es ihnen gelingt, für ihre Gefühle Worte zu finden, so schreiben sie auch diesen göttlichen Ursprung zu. Ein gewisser Grad von Begeisterung ist wohl auch Künstlern und überhaupt allen Menschen, welche sich mit geistigen Arbeiten beschäftigen, eigen, aber wohl nur Leute, bei denen die Urtheilskraft

der Aufregung unterliegt und die an Selbsttäuschung gewöhnt sind, schreiben sie directem göttlichen Einflusse zu. Ibn Chaldûn beschreibt die Extase in seiner vortrefflichen Philosophie der Geschichte (Bd. 1 S. 165), wie folgt:

»Das Zeichen, das ein Mann inspirirt sei, besteht darin, das er, obwohl er sich in der Gesellschaft von andern Menschen befindet, dennoch ganz abwesend sei. Sein Athem ist stertorös, und er scheint in einen cataleptischen Anfall oder eine Ohnmacht verfallen zu sein. Dieses jedoch ist bloß scheinbar; denn in der Wirklichkeit besteht eine solche »Entzückung« darin, das das Individuum in die höhern Regionen hinaufgestiegen ist, und es werden seiner Seele Dinge klar, die sonst niemand begreifen kann als es. Allmählig steigen diese höheren Ideale herab und werden für seine gewöhnlichen menschlichen Kräfte wahrnehmbar. Sie werden ihm entweder still von unsichtbarer Macht zugeflüstert, oder ein Engel erscheint ihm in menschlicher Gestalt und theilt ihm die Botschaft Gottes mit. Darauf hört die Extase auf und der Prophet erinnert sich dessen, was er gehört hat.«

Wie sehr mußte der Betrug blühen, um solche Vorstellungen zu begründen, und wie mußten solche Vorstellungen dem Betrug Vorschub leisten! Wie leicht es aber sei, solchem Unfug zu steuern, hat Ibrahim Pascha bewiesen: er steckte diese Taugenichtse in die Armee und in wenigen Wochen wurden sie zu guten Soldaten.

Rohe Naturen hingegen, welche nur die Schrecken der Religion begreifen, von Furcht und nicht von Liebe geleitet werden, und über der Hölle brüten, werden von schwarzen, boshaften, schaudervollen, halb thierischen Gestalten verfolgt und statt in Entzückungen zu verfallen, toben sie, und diese schrecklichen Geister sprechen aus ihnen, denn sie sind von ihnen besessen oder zum allerwenigsten sind sie behext. Natürlich üben auch die physischen Zustände Einfluß auf die zur Vision gesteigerte Gemüthsstimmung, und in manchen Fällen folgen, wenn

sich die Visionäre in ihren Zustand gefunden haben und ihre Zuversicht gestiegen ist, auf schreckliche Gestalten beseelende Gesichte. Dies war bei Mohammad der Fall. Auch er glaubte sich zuerst von bösen Geistern verfolgt, endlich aber von Gott begünstigt.

Eine Eigenthümlichkeit habitueller Visionäre ist, das sie einen Führer, Dämonion, haben. Der Verfasser des befreiten Jerusalem, welcher einige Zeit geisteskrank war, unterhielt sich oft stundenlang mit seinem Dämonion und er hat mehrere, höchst langweilige Zwiegespräche, welche er mit ihm hielt, aufgeschrieben. Unter den Arabern hieß der Visionär den Führer gewöhnlich *Çahib* »mein Gefährte«, oder *Tâbi'y* »mein mir Folgender«¹⁾. Die Führer wechseln mit dem Charakter der Vision. Es war vor einigen Jahren eine Frau in Bern im Spital, über deren Krankheit Professor Perty²⁾ ein Protokoll führte. Anfangs war ihr Führer eine scheußliche Gestalt, dann ein schöner lebenswürdiger Jüngling und endlich wurde sie durch eine Theophanie beglückt, nach welcher die Visionen aufhörten.

In unsern materiellen Zeiten sind solche krankhafte Schwärmer selten; der interessanteste, mit Mohammad ähnlichste Fall ist der des bekannten Swedenborg, den ich daher im Anhang kurz erzähle. Hier schalte ich die Nachricht von einer noch lebenden gottseligen Jungfrau in Tyrol in den Worten eines Gläubigen ein:

¹⁾ Es kommen auch andere Ausdrücke vor, wie *Tâyif* »der Herumstreifende«, *al-Âtiy* »der Kommende«, *Rayiy* »der Gesehene, die Erscheinung«. Es scheint mir aber, das, vielleicht mit Ausnahme des letztern, diese Benennungen gebraucht werden, wenn jemand nur ein oder zweimal ein Phantom sieht, und also von einem Gefährten nicht die Rede sein kann.

²⁾ Mein gelehrter Herr College, welchem ich viel Aufschluß über diesen Gegenstand verdanke, gedenkt ein Buch über das magische Seelenleben herauszugeben, welches möglicher Weise schon vor diesen Blättern erscheinen dürfte.

»Maria v. Mörl, zu Kaltern in Tyrol, hat seit mehr als zwanzig Jahren »die Wundmale des Herrn« in wunderbarer Weise empfangen und trägt sie an ihrem Leibe. Die Handwunden verbirgt sie gewöhnlich. Ein Ungenannter, der sie besuchte, dem sie in dem Augenblick, als er ihre Hand küssen wollte, auf die Hand schlug, sah sie sehr deutlich. Nach dessen Angabe sind sie an der äußeren Fläche der Hand nicht größer als der Kopf eines starken Nagels und wie mit einer Kruste von getrocknetem Blute überzogen. Die Wunden brechen jeden Freitag auf und bluten. Freitag Nachmittag betrachtet sie allwöchentlich den Todeskampf des Herrn am Kreuze in einer Weise, daß sie selber mit ihrem gekreuzigten Meister körperlich leidet. Kniend in ihrem Bette, die Hände gefaltet, die Arme straff am Leibe hinabgestreckt, das Haar aufgelöst, hört man nichts als schweres Athemholen und zugleich ein tiefes Stöhnen. Das trockene Schlucken hallt in ihr wieder, als ob es in einen hohlen, zerrissenen Körper gefallen wäre, wie es oft bei Sterbenden vorkommt. Dann athmet sie wieder einige Minuten tief weiter, zieht die Arme noch straffer an, und alle Glieder krachen, als ob sie gewaltsam verrenkt worden. Nach heftigem Stöhnen neigt sie das Haupt, breitet die Arme aus, als ob sie am Kreuze hinge, und sinkt dann langsam auf das Kissen zurück. Maria ist sogar leidend und, wie alle sagen, kränkelt sie hoffnungslos. Der Zulauf ist außerordentlich. Wer sie sieht, soll aber auch einen Schleier weniger vor den Augen haben, der zwischen Diesseits und Jenseits gezogen ist! Wer sie zu sehen wünscht, hat sich an ihren Beichtvater, Pater Kapistran, zu wenden.«

Es sind in allem gegen sechzig solche Fälle von Stigmatisation mit den Wundmalen Jesu bekannt. Auch Franciscus von Assisi trug sie an seinem Leibe, und schon damals wurde die Erscheinung natürlich gedeutet. Moslimische Heilige werden auf ähnliche Art stigmatisirt und tragen die Merkmale der Verletzungen, welche Moham-
 23

in Täyif und in der Schlacht von Ohod erhielt, an sich. Um den Einfluß der Einbildung auf den Körper, wodurch sich Stigmatisationen erklären, zu beobachten, bietet uns das tägliche Leben eine Anzahl von Beispielen. Wir fühlen an uns selbst, daß das Gähnen ansteckend ist und Erbrechen wird bei reizbaren Individuen nicht nur durch den Anblick, sondern selbst durch das Hören oder Lesen von ekelhaften Dingen erzeugt; Kinder lernen von einander Stummeln, ja sogar Hinken (*claudicatio voluntaria*). Und wie bei diesen die Gelenke endlich wirklich desorganisirt werden, so gehen bei hysterischen Personen, bei welchen der Einfluß der Phantasie auf den Organismus so groß ist, eingebildete Krankheiten allmählig in organische über.

Die religiös schwärmerischen Visionen sind wohl meistens, vielleicht ohne Ausnahme, ein Symptom von Hysterie, nur daß sich die Patienten nicht mit den Affekten des Körpers, sondern des Gemüthes beschäftigen, bei beiden — eingebildeten Kranken und Visionären — behaupten subjektive Empfindungen das Uebergewicht über objektive Eindrücke, und es trägt zum Verständnisse des Gegenstandes bei, beide Krankheitsformen mit einander zu vergleichen. Beide haben fast gar keine materielle Basis, und ungefähr wie die erstern zu wirklichen Krankheiten, verhalten sich letztere zu den Forschungen der gesunden Vernunft. Wenn eine hysterische Frau einige Zeit einen Fieberkranken, an dem sie Antheil nimmt, gepflegt hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie selbst vom Fieber ergriffen wird. Ihre Symptome bestehen nicht in einer mühsamen Nachahmung der Symptome des Kranken, die Basis ihrer Leiden ist nicht Verstellung, sondern Einbildung und Erfassung des Wesens der Krankheit. Der Puls ist voller und beschleunigt, es wechseln Intermission und Paroxysmen, und es gehört das Auge eines geübten Arztes dazu, zu sehen, daß der Patientin wenig oder nichts fehle. Die Verstellung tritt zu diesen Aefflungen allerdings hinzu, aber nur

um die wirklich empfundenen Leiden zu übertreiben. So auch ist es mit der Vision. Die abgerissenen Ideen, welche der Visionär aufgefangen hat, werden in ihm ein lebendiges neues Ganze. Selbst die Fragen der Neugierigen genügen, ihn in seinem Ideengange zu leiten. Und wenn auch seine Inspirationen dem nüchternen Verstande als Zerrbilder erscheinen, so haben sie doch eine Frische und Erhabenheit, und werden mit einer Wärme und Zuversicht ausgesprochen, welche ihnen den Stempel der Originalität aufdrückt und den Glauben sofort für sich gewinnt. Wenn man die Sache genau untersucht, so ist diese Originalität nur scheinbar. Und diejenigen, welche Enthusiasmus und jene Unklarheit der Vorstellung und des Ausdrucks, welche das Wesen des prophetischen Stils ausmachen, für Beweise der Originalität oder gar göttlicher Inspiration ansehen, scheinen zu vergessen, daß der Schüler gewöhnlich viel enthusiastischer ist als der Lehrer und daß die Henne fremde Eier mit ebenso großer Liebe ausbrütet als eigene, und sie scheinen nie hysterische Frauen gelehrt über die Pathologie und Physiologie ihrer Zustände sprechen gehört zu haben.

Es gibt noch eine andere Analogie zwischen den auf Einbildung beruhenden physischen Leiden hysterischer Personen und zwischen ihren Visionen und Inspirationen, und diese ist sehr zum Vortheil der letzteren. Die Hysterie als physische Krankheit, haben wir gesagt, nimmt alle möglichen Formen an und ist für den Arzt ein wahres Wetterglas, an dem er den Genius morborum ablesen kann. Die Inspirationen dieser bethörten Menschen sind immer im Geiste der Gesellschaft, in der sie leben; aber hinfänglich voraus, um Staunen zu erregen. Renan¹⁾ bemerkt, daß die Heiligen des Mittelalters, unter denen die Visio-

¹⁾ In seinen sehr anregenden *Etudes d'Hist. relig.* Par. 1858 S. 307.

näre den Ton angaben, die Repräsentanten ihres Jahrhunderts und Nationalgeistes* waren.

Um den Einfluss des Beispiels und der Gesellschaft, in der solche Personen leben, recht anschaulich zu machen, führe ich einen Fall aus der Gegenwart an, der wohl verbürgt ist und in der Frankfurter Didascalia vom 4. Aug. 1858 in folgenden Worten erzählt wird:

»Morzine ist ein Gebirgsdorf in Chablais, ungefähr drei Meilen von Thonon. Ein daselbst aufgetretenes eigenthümliches Phänomen hat auch die Aufmerksamkeit des sardinischen Ministerpräsidenten, Grafen Cavour, bei seiner letzten Reise durch Savoyen auf sich gezogen, und wie die Sache an sich von Interesse schien, so nahm das »Journal de Genève« Anlaß, sich über die betreffenden Vorgänge in Morzine genau zu unterrichten. Von dem erhaltenen Resultate wollen wir in Folgendem das Wesentliche mittheilen.

Im März 1857 fiel ein junges Mädchen von neun Jahren in Folge eines Schreckens in einen eigenthümlichen Zustand. Es war ein tiefer Schlaf, welcher jeden Tag 15 bis 30 Minuten dauerte, während deren das Kind keine Bewegung machte; erhob man ein Glied, so fiel es schlaff und trüg zurück, und man hätte das junge Mädchen für todt halten können, hätte die Respiration nicht in normaler Weise fortgedauert. Nach einem Monat änderte sich dieser Zustand; die Augen begannen sich zu bewegen und zu öffnen; sie zuckten stark und drehten sich mit äußerster Schnelligkeit; dann drückte die leidensfreie Gestalt einen großen Schrecken aus, und plötzlich stieß das junge Mädchen Schreie aus, anfangs unverständlich. Um dieselbe Zeit (Mai 1857) wurde ein zweites junges Mädchen von elf Jahren unter den nämlichen Erscheinungen befallen. Beide junge Mädchen behaupteten, nicht sie wären es, welche sich bewegten und schrien, sondern es wären die Dämonen in ihnen. Auch sprachen sie immer

von Schlangen, von Teufeln und beschworen sie nach Belieben. Man glaubte sie besessen und der Pfarrer hatte die Unklugheit, sie zu exorcisiren. Aber sie mokirten sich über ihn, sagten ihm Sottisen und erklärten, es würde bald andere junge Mädchen geben, die wie sie von Dämonen besessen sein würden. Bald auch in der That fielen drei andere Kinder, darunter eins von sieben Jahren, durch die Nachahmung, durch Schrecken in den nämlichen seltsamen Zustand.

Damit war die nervöse Epidemie erklärt; auch stieg die Zahl der Besessenen bald bis auf zweiundzwanzig, unter denen es nur zwei Mädchen von zwanzig Jahren gab. Die Knaben ihrerseits blieben frei von der Epidemie und nur ein einziger (von dreizehn Jahren) soll befallen worden sein. Zu gleicher Zeit stieg die Intensität der Erscheinungen; die kleinen Besessenen durchliefen die Felder, die Wälder, stiegen mit einer außerordentlichen Leichtigkeit auf die Bäume und schaukelten sich auf den höchsten Tannen. Aber wenn der Anfall wich, während sie emporgeklettert waren, so war auch nichts sonderbarer als ihre Verlegenheit, um herabzusteigen. Diese Kinder erinnerten sich beim Erwachen nichts von dem, was sich während des Anfalls ereignet hatte. Eine von ihnen, Victoire V., sechzehn Jahre alt, von sehr angenehmer Gestalt und sanftem Charakter, war die muthwilligste; sie kletterte nicht nur mit äußerster Schnelligkeit empor und zurück, sondern schaukelte sich auch, wenn sie oben war, und schwang sich von einer Tanne zur andern wie ein Eichhörnchen oder ein Affe. Bei der großen Ceremonie des Exorcismus in der Kirche im Februar 1858, bei welcher der Pfarrer sie alle in der Zahl von Dreißigen versammelt hatte, war sie es, die, mit der Stola des Geistlichen an die Communionstafel gebunden, sich in heftigen Convulsionen krümmte und, den Schaum auf dem Munde, schrie: Du kannst mich nicht heilen, schlechter Narr von Pfaffe; du bist nicht der stärkste, die Dämonen lachen über dich, sie machen dir die Grimasse. Alle

übrigen stießen auch schreckliches Geschrei aus, und es war ein widriger Anblick, alle diese unglücklichen Mädchen in Convulsionen krümmen, schimpfen und die heiligsten Dinge schmähen zu sehen, und Alles dies in Folge der Unwissenheit eines Priesters, welcher die Religion einmischte, da wo die Religion durchaus nichts zu thun hatte.

Was die jungen Mädchen betrifft, so beschuldigten sie in ihrem Delirium ein Individuum des Landes, 1200 Francs erhalten zu haben, um alle diese Dämonen bei ihnen einzuführen! Eine behauptete, der Dämon, welcher sie besäße, wäre ein Oesterreicher und sie sprach ein Kauderwälsch, von dem niemand ein Wort verstand, das man aber für das reinste Deutsch erklärte! Mit einer andern sprach der Pfarrer lateinisch, und er war von den Antworten befriedigt, die sie ihm französisch gab.

Die Anfälle nehmen an Dauer zu und erscheinen mehrmals des Tages; und zwar in Folge der Unklugheit, die man hatte, sie zu provociren, um sie die Fremden sehen zu lassen, welche aus Neugierde kamen: man wollte sie erkennen lassen, daß diese Mädchen wirklich von Dämonen besessen seien.

Nicht mit Unrecht beschuldigt daher das »Journal de Genève« den Pfarrer, daß er das Uebel unterhalte, indem durch seine Ceremonien eine wenig aufgeklärte Bevölkerung in einem Zustande von Schrecken und Exaltation erhalten werde. Was die Erscheinungen selbst betrifft, so gehören sie in jene äußerst bunte Reihe krankhafter Lebensformen, deren gemeinschaftliches Wesen eine krankhaft veränderte Thätigkeit im Nervensystem, ein modificirtes Nervenleben, und zwar vorzugsweise der motorischen Seite desselben ist, und die man gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen der Chorea oder des Veitstanzes zusammenfaßt. Die krankhaften Aeußerungen machen oft das wunderbarste Gemisch verschiedenartiger Krämpfe und sonderbarer Bewegungen, mit denen meistens auch psychi-

sche Störungen, wie lebhafte Aufregung der Phantasie, Somnambulismus, Extase etc. verbunden sind, wie denn auch unter den Gelegenheitsursachen physische Eindrücke von Furcht, Schrecken, besonders der Nachahmungstrieb eine große Rolle spielen. Mit den letzteren haben wir es ohne Zweifel auch hier zu thun, und zwar in der Gestalt einer convulsionären Endemie, die in einigen Erscheinungen (z. B. in dem katzenartigen Erklettern der Bäume) am meisten an das im nördlichen Schottland herrschende Springfieber erinnert, in anderer wieder an die Convulsionärinnen des Kirchhofs von St. Médard am Grabe des Diakons Paris, an die Krankheit der jungen Camisardinnen und an ein ähnliches Auftreten vor etwa zwei Jahren in der piemontesischen Ortschaft Tavagnasco an der Dora Baltea, wo gleichfalls neben dem Glauben des Volks an ein Vom-Teufel-Besessensein die Meinung auftauchte, das Uebel komme von einem alten Carbonari, der sich für gewisse Beleidigungen räche (in Morzine hat man dafür einen Oesterreicher erfunden).

Von diesen Bemerkungen kehren wir zum »Journal de Genève« zurück. Nach demselben hat Hr. Lafontaine in Genf mehrere der Befallenen mit Hülfe des Magnetismus geheilt, unter denen sich auch die oben erwähnte Victoire V. und Eine von fünfunddreißig Jahren befinden, und zwar sollen sie vollständig genesen sein. Im Orte Morzine selbst soll aber die Krankheit fortfahren, sich zu verbreiten; es sollen augenblicklich etwa vierzig davon befallen sein, und man versichert sogar, daß sie sich auch in Tanniges zeige, das mit Morzine nur durch einen Gebirgspass verbunden ist. Genanntes Blatt möchte in diesem Falle den Behörden der Provinz den Rath geben, das Uebel kurzer Hand mit dem Strahl einer Feuerspritze oder einem raschen Eintauchen in einen Brunnentrog zu coupiren, wovon es sicher einen bessern Erfolg erwartet, als von abergläubischen Ceremonien, welche das Uebel nur vermehrten, und es möchte in dieser Beziehung den Bischof von An-

necy veranlassen, den Eifer seiner Geistlichkeit zu mäsigern, da diese Epidemie schon über ein Jahr andauere und dies entschieden viel zu viel sei. Der Rath ist gut; ob er aber befolgt werden wird?»

Dies ist ein extremer Fall, aber nicht ein vereinzelter. Ganze Frauenklöster sind von Teufel besessen worden. Solche Abhängigkeit findet man aber wohl nur in niedrigen, rohen Naturen, welche von Glaube und Furcht, aber nicht von Hoffnung und Liebe beseelt sind. Die höheren Naturen, welche es zu Entzückungen bringen, werden vielmehr von allem, was in dem Ideenkreis ihrer Zeit göttlich und erhaben ist (je nach ihrem Vermögen es zu erfassen) entflammt. So kommt es, daß beim christlichen Visionär das Göttliche die Gestalt des Heilandes, beim Moslim die der Stimme Gottes oder die des Propheten, beim Hindu die einer Gottheit mit allen ihren Armen und Köpfen annimmt. Bei den heidnischen Arabern, deren Wüsten von Ginn wimmelten, welche mitunter auch von nüchternen Menschen gesehen wurden, nahm es die Gestalt von Ginn an, und somit wurden einige Ginn (Genien) nach Umständen göttliche oder teuflische Wesen. Visionären, welche sich erhabnere Begriffe von der Gottheit machten, erschien Gott als Licht, und der Mirage, in dem der Durstige Wasser erblickte, war für sie eine Theophanie. Ich werde im Anhang zu zeigen suchen, daß Allah ursprünglich Mirage bedeutete, und auch unser »Gott« soll von einer Wurzel herkommen, welche glänzen hieß.

Dieses Auffassen des Zeit- und Nationalgeistes gibt den Visionen der Schwärmer eine Weihe, welche wohl auch die Kunst und Philosophie, aber in einem viel niedrigeren Grade besitzen. Der Seher wird dadurch zum Repräsentanten und Lehrer seiner Zeit und seines Volkes, und zwar nicht durch Reflexion, sondern durch einen innern Vorgang, der ihm selbst nicht klar ist und daher für göttlich gilt. Einen Visionär, welcher zugleich Genie besitzt, wie Mohammad, könnte man einen fleischgewordenen

Volksmythus nennen: während beim Entstehen des Christenthums die Menschheit weit mehr vergessen als lernen mußte, ehe die Christusgeschichte vollendet und dem Glauben die vom Zeitgeiste geforderten Dichtungen geboten werden konnten, sind in Mohammad die Ideen seines Volkes zum Theil verwirklicht worden; daher kommt es, daß die christlichen Missionäre, welche es versuchen, die Moslime durch die historische Beweismethode der orthodoxen Kirche zu überzeugen, stets den Kürzeren ziehen.

Das Diviniren ist nur der Form nach verschieden von dem Empfinden des Zeitgeistes, eine krankhafte Steigerung und Karrikatur des Genies. Der Geist ist gleichsam in Zuckungen und der Gedanke bewegt sich wie der Blitz unregelmäßig von Anziehungspunkt zu Anziehungspunkt. Die leisesten Andeutungen und unzureichendsten Prämissen genügen daher für solchen Menschen, zu einem Schluss zu gelangen. Mit dem Diviniren müssen sie sich jedoch in Acht nehmen und sich hüten, ihre Orakel in zu deutlicher Sprache auszudrücken; denn ihre Schlüsse sind natürlich öfter falsch als wahr; indessen wie bei der Menge die alten Loostage und Wetterregeln noch immer im Kredit sind, so kommt auch ein Seher zu Ehren, wenn er ein- unter tausendmal auch nur beiläufig trifft. Da die menschlichen Herzen einander ziemlich ähnlich sind, so gewährt das Vorwiegen der Subjectivität fast denselben Nutzen wie die größte Menschenkenntnis und setzt Seher oft in den Stand, mit unerwarteter Richtigkeit zu urtheilen. Auch Mohammad hat sich in der Divination versucht. In einer Koränstelle rühmt er sich, daß ihm Gott die Ränke seiner Feinde verrathen habe; aber aus einer andern geht hervor, daß er mit Bestimmtheit einen Sieg vorausgesagt habe, statt dessen eine Niederlage folgte. Es gieng ihm also wie andern Sehern.

Endlich theilen beide Krankheitsformen den Heng zur Uebertreibung und zum Betrug. Ein Mensch, welcher es zur Fertigkeit gebracht hat, auf eine so grobe Art sich

selbst zu täuschen, wird unfähig, zwischen Wahrheit und Trug zu unterscheiden. Wie fromm und gottesfürchtig solche Menschen auch sein mögen, wie heilig ihnen auch in der Theorie die Wahrheit erscheinen mag, so sind sie doch alle mehr oder weniger Betrüger. Um sich einen Begriff von der Elasticität des Wahrheitssinnes bei religiösen Schwärmern zu machen, thue man einen Blick in die Acta Sanctorum. Welche unsinnige Wunder werden da nicht erzählt! Da viele davon nicht lange nach dem Hinscheiden der betreffenden Heiligen aufgeschrieben worden sind, müssen entweder diese Betrüger, oder ihre Verehrer Lügner gewesen sein. In den meisten Fällen war wohl beides der Fall. Da Visionäre, welche als Heilige verehrt werden, bei den Christen und Moslimen als Vorbilder der Menschheit gelten, müssen wir sie vom streng moralischen Standpunkte aus beurtheilen, und von diesem Standpunkte aus verdienen sie, schon ihrer Selbsttäuschung wegen, verdammt zu werden, denn sie ist eine Folge der Eitelkeit und des Mangels an Selbsterziehung.

Dennoch, da doch alles in der Welt seinen Zweck hat und nirgends eine Dazwischenkunft übernatürlicher Kräfte wahrnehmbar ist, bin ich geneigt anzunehmen, daß die Anlage zu Visionen dem Menschen dazu gegeben worden sei, um eine, wenn auch getrübe, Erkenntnis Gottes zu vermitteln. In Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Haushaltes der Natur, tritt sie auch da am häufigsten auf, wo sie am meisten noth thut. Gespenster treiben ihren Spuk vorzüglich im Dunkel der Nacht, und Visionäre in Zeiten der Unwissenheit und Finsterniß. Auch bei uns waren sie häufig im Mittelalter. Mit dem Fortschritt der Aufklärung und Gesittung verschwinden sie fast gänzlich. In katholischen Ländern taucht bisweilen eine gottselige Jungfrau auf, unter den Protestanten ist der Unfug viel seltener; denn sie werden nicht ermuthiget. Wenn unser Körper verwundet wird, so stellt sich Entzündung ein; es ist ein Heilungsproceß, der aber in unsern Ländern gewöhnlich

so heftig ist, daß er zerstörend wirkt. Auch Anlage zur Vision ist ein Heilungsproceß, es soll dadurch einiges Licht in den dunkelsten Phasen der Geschichte der Menschheit verbreitet werden. Aber auch diese Anlagen entwickeln sich häufig auf eine zerstörende, schädliche Art, wie z. B. in den Besessenen. Jedenfalls aber sind die Visionäre eine der wichtigsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, ganz besonders im Orient.

Die Welt ist ein Tummelplatz und das Leben ein Wettkampf. Treten ein paar Männer auf, welche durch ihr poetisches Genie ihr Glück machen, so schreibt alle Welt Verse, und seit Raphael und Coreggio ist Italien voll Pinsel. Die Bewunderung für große Leistungen erfüllt auch Menschen ohne Beruf mit dem Wunsche, Aehnliches zu thun. Auf einen großen Feldherrn kommen tausend Stümper, und findet ein Prophet Glauben, so steht ein Dutzend von Pseudopropheten auf, und wenn sie es gescheut anfangen, können auch diese bis auf einen gewissen Grad reüssiren. Es ist übrigens nicht bloß der Mangel an Anlagen, sondern an Gelegenheit, warum es so wenigen Menschen gelingt, das Höchste zu erreichen. Mancher geniale Krieger wird als Korporal erschossen, während ein Prinz commandirt; und selbst wenn alle fürstlichen Krieger Feldherrntalent besäßen, würden, da nicht jeden Tag Kriege geführt werden, nur wenige Gelegenheit finden, den Ruhm eines Friedrich II. zu erwerben. Wenn nun nicht einmal jedes Jahrtausend einen Mann aufweist, welcher den Wirkungskreis findet, den Moḥammad sich geschaffen hat, so ist dies noch kein Beweis, daß er nicht einer recht zahlreichen Menschenklasse angehörte, denn einerseits ist, um ein großer Seher zu sein, außer der Vision und Extase, eine Combination seltener Eigenschaften nöthig, besonders viel Takt und Ebenmaß, welches diesen Leuten gewöhnlich fehlt. Andererseits selbst wenn ein Mann alle nöthigen Anlagen besitzt, ist die Welt doch nicht jeden Tag geneigt, eine geistige Revolution durchzumachen, und es muß

sich daher mancher mit einer untergeordneten Rolle begnügen, wie mancher Soldat, in dem der Feldherr steckt, im Garnisonsdienste stirbt. Propheten wie Moḥammad sind daher ebenso selten als Eroberer wie Alexander. Aber wo die Verhältnisse der Art sind, daß Visionären ein Wirkungskreis offen steht, haben sie und ihre wenig oder gar nicht berufenen Aeltern immer eine bedeutende Rolle gespielt. Sie waren gewöhnlich das revolutionäre und demagogische Element der Gesellschaft, und standen als solches schützend für die Massen dem Absolutismus der Herrscher und, belebend für Menschen von Geist, der frostigen Dogmatik der Staatskirche gegenüber. Die Vision und Extase sind ein so plastischer Ausdruck des Volksgeistes, daß sie überall in ganz eigenthümlicher Form auftraten, und nicht selten haben sich Gesellschaften und Institute gebildet, deren Hauptbasis diese Anlagen waren. Ich will nur auf diejenigen historischen, großentheils auf Vision beruhenden Erscheinungen aufmerksam machen, welche für unsern Zweck von Interesse sind; ich muß aber etwas weit ausholen, weil mir daran gelegen ist, im Vorbeigehen auch andere Gegenstände zu erörtern.

Die biblischen Archäologen haben es versucht, die ursprüngliche Heimat der Juden und der Semiten überhaupt zu ermitteln, und ihre Forschungen haben sie zum Schluß geführt, daß sie von den kurdischen Gebirgen in das schöne Mesopotamien hinabgestiegen seien. Ich würde eher glauben, daß der Delphio von den Höhen der Alpen und die Gemse aus der Tiefe des Meeres hervorgegangen sei, als in den Bewohnern der Wüste ein Gebirgsvolk erkennen. Diese Herren vergessen, daß die Documente, auf welche sie sich in ihren etymologischen Spitzfindigkeiten stützen, im Vergleich mit dem Alter der Menschen und ihrer Verbreitung über jene Gefilde, von gestern seien. Während schon der arabische Geschichtsphilosoph Ibn Chaldun es für seine Aufgabe erachtete, historischen Gesetzen nachzuforschen und zu zeigen, daß die Wüste eine Offi-

cina gentium sci und den Charakter der Semiten aus der Beschaffenheit des Landes, das sie in ihrer Kindheit bewohnten, erklärte, begeben sich unsere Gelehrten, wie einst Fourmont, auf ganz unwissenschaftlichen Boden, indem sie sich mit steriler Forschung über Urzeit und Uranfänge beschäftigen.

Im nördlichen Arabien ist eine Ebene, das Nofüd, welche sich zwanzig Grade weit von Osten nach Westen erstreckt, und also gröfser ist als Deutschland. Sie ist mit feinem Sand bedeckt, welcher den Regen trinkt und ihn unter der Erde dem Persischen Meerbusen zuführt. Sie ist daher ganz wasserarm, aber in den Winter- und Frühlingsmonaten ist sie von den üppigsten Weiden bekleidet. Dies ist die Heimat der schnellsten Kameele der Welt. Hinter dem Nofüd erhebt sich der Berg Schammar, an den sich gegen Westen und Süden niedrigere Gebirge anschliessen. Zwischen den Felsen sind einige fruchtbare Oasen, in denen der beste Weizen und die schönsten Mädchen und edelsten Pferde wachsen, und wo sich auch spärliche Sommerweiden finden. Das Nofüd mit den Oasen zusammen bildet das Nagd im weitern Sinne des Wortes. Südlich davon ist ein Sandmeer, gegen Norden dehnt sich die syrische Wüste aus, an die sich jenseits des Euphrats die Ebene von Mesopotamien anschliesst ¹⁾.

Wegen Wassermangel ist das Nofüd unbewohnbar und kann nur von Nomaden benutzt werden. Am Rande können Pferde und Rinder weiden, aber tiefer in das Innere hinein darf sich nur das Kameel wagen. Das Nofüd und die benachbarten Oasen ergänzen sich gegenseitig, und während der gröfsere Theil eines Stammes nomadisirt, sind einige Familien in Dörfern ansässig. Gleichviel ob die Einwohner Autochthonen sind oder aus andern Gegenden stam-

¹⁾ Auch in Mesopotamien und zwar ganz in der Nähe von Babel ist ebenfalls ein Nofüdländ, vielleicht bloß durch den Euphrat von dem arabischen abgeschnitten.

men, das Nagd ist die Veste jener Länder, welche den Semiten ihren Charakter aufgedrückt haben. Die Natur hat dieses Kleinod der Araber von allen Seiten geschützt und es ist weder eine dauernde Unterjochung, noch eine Einwanderung denkbar, auch gibt die Geschichte keine Nachricht von einer solchen.

Die syrischen und mesopotamischen Steppen sind das natürliche Eigenthum der Bewohner des Nagd, ja sie sind unentbehrlich für sie, denn die Gebirge gewähren keine Sommerweiden für große Heerden. Während der heißen Jahreszeit drängen sich die meisten Nomaden vom Nofüd gegen Norden und so tief in die Fluren der Bauern in den fruchtbaren Ebenen am Rande der Wüste, als es die Schwäche der Regierungen, die den Landbau schützen sollen, erlaubt. Allmählig werden die emsigen Landbewohner verdrängt, bis die Domänen der Nomaden ihre natürlichen Grenzen — die Gebirge von Kurdistan und Luristan oder die Flüsse und Gräben von Chuzistan — erreichen ¹⁾. Diese Berge werden von Ariern bewohnt und trennen diese Race von den Semiten, denn eigentliche Gebirgsgegenden passen nicht für den Nomaden. Die emsigen Landbewohner, welche allmählig von der Ebene verschwinden, werden nicht etwa von ihren wandernden Drängern absorbiert; sie werden durch Hunger und Schwert allmählig vernichtet, und es kommt nur in einzelnen, seltenen Fällen vor, dass ein Landmann zum Nomaden wird, die Lebensart ist besonders für die Frauen zu hart, als dass sie sie ertragen könnten, und der Bedouine ist zu ausschliesslich, als dass er sie in seinen Stamm aufnehmen. Es ist ein historisches Gesetz, dass ein civilisirtes Volk nicht in das Nomadenleben zurücktritt, wohl aber umgekehrt. Die Steppen sind daher die

¹⁾ Weil Chuzistan flach ist, sind die Einwohner sehr mit Semiten gemischt, aber wegen der Beschaffenheit des Bodens sehr degradirt. Auf den Abhängen der kurdischen Gebirge gegen die Wüste hin herrscht in Städten wie Mârâdyn auch noch das semitische Element vor, aber im Innern der Gebirge wohnen Arier.

Officinae gentium. Seit dem Anfange der Geschichte hat das Terrain der Bedouinen noch nie eine so große Ausdehnung gehabt als in unserer Zeit; unter den Segnungen der von selbstsüchtiger englischer Politik unterstützten Türkenherrschaft sind die ganzen einst so blühenden Reiche der Assyrer und Babylonier, wie auch die fruchtbaren Ebenen von Syrien in Wüsten verwandelt, in denen Mosul, Baghdād und einige andere Städte als ganz unbedeutende vereinzelte Ueberbleibsel alter Kultur dastehen. Wenn einmal Rußland und Frankreich (der unglückliche Deutsche scheint keinen solchen Beruf zu haben) ihre Mission erfüllen und diesen Ländern Sicherheit gewähren, werden sich Tausende von nomadischen Familien ansiedeln und Ackerbau treiben, wie dies zur Zeit der moslimischen, der römischen und griechischen und der sassânischen Herrschaft geschehen ist. Die Wüste hat also ihre Ebbe und Fluth, doch so, daß bei der Fluth die Bedouinen alles wegspülen, bei der Ebbe aber zum Theil zurückbleiben. Meere und Seen bieten bei ihrem Steigen und Fallen dieselbe Erscheinung des Zerstörens und der Befruchtung.

Dies ist eine Art, wie sich die Bedouinen abgelagern; es gibt aber noch eine andere. Im siebenten Jahrhundert haben die Araber ihre Eroberungen bis Spanien ausgedehnt und bei dieser Gelegenheit haben sich Millionen in den eroberten Ländern abgelagert. Im kleineren Maasstabe sind früher ähnliche Fälle vorgekommen; so haben die Juden, welche anfangs in Mesopotamien und dann bei Berscheba nomadisirten, dann sich einige Zeit in Aegypten ansiedelten und genau dieselbe Lebensweise führten, wie in neuester Zeit die Howaytāt, sich endlich in Palästina permanent abgelagert. Auch der Handel hat manche Araber bewogen, Kolonien zu bilden und sich abzulagern. Doch es würde uns zu weit führen, in Einzelheiten einzugehen. Hier sei nur bemerkt, daß, wenn auch die neue Lebensweise und die Mischung mit Fremden viele Veränderungen in dem Volkscharakter der abgelagerten Bedouinen herbeiführt,

doch die frühesten, in der Wüste erhaltenen Eindrücke selbst nach Jahrhunderten nicht ganz verschwinden. Die Zähigkeit des Charakters hat wohl in der hohen physischen Entwicklung, besonders der schönen Schädelbildung, die sie aus der Wüste mitbringen, ihren Grund. Aus dieser Thatsache und nicht aus einem mysteriösen, ethnographischen Prinzip erkläre ich mir die Eigenthümlichkeiten der Semiten, d. h. der ursprünglichen und abgelagerten Nomaden des Nofūd und der angrenzenden Ebene. Der Bedouine ist der Prototyp der Race.

Daß die Semiten oder irgend ein ungebildetes Volk stets Monotheisten waren, läßt sich so wenig behaupten, als daß die gebildeten Hindus an viele Götter glauben. Aber die Semiten, wenn sie nicht ganz entartet waren, haben sich immer durch eine eigenthümliche Auffassung des Göttlichen ausgezeichnet. Ihr Allah, so gut wie ihre Fetsche und ihre Gimm, ist, wie wir, eine Persönlichkeit, der die übrige Schöpfung als etwas Fremdes, aber mehr oder weniger Unterworfenenes gegenübersteht. Die Moslime sind allerdings zum Pantheismus fortgeschritten, aber einerseits ist Moslim und Araber oder Semit nicht gleichbedeutend, andererseits aber ist ihr Pantheismus nicht dadurch entstanden, daß sie ihren Gott in der Natur fanden, sondern daß ihr Allah in Folge fortgesetzten Nachdenkens den Theosophen so mächtig erschien, daß er das Weltall verschlang. Eine andere Eigenthümlichkeit der Semiten ist das Prophetenthum und die Familiarität, in der sie mit Gott stehen. Es ist dieses auch den Arabern aufgefallen und sie sagen, die Kinder des Sem sind Propheten, die Kinder des Japhet Könige und die Kinder des Cham Sklaven¹⁾. Schon vor dreitausend Jahren hat man eine Erklärung der Verschiedenheit der Menschenrassen, so weit man sie kannte und zu classificiren vermochte, versucht und man hat die Erniedrigung der Afrikaner der Versündi-

¹⁾ Soyûly, Geschichte der Abessynier, Ms. Brit. Museum.

gung ihres Stammherrn gegen seinen Vater und den Vorzug der Semiten der Erstgeburt und den der Japhetiten dem väterlichen Segen zugeschrieben. Ich finde den Grund der Eigenthümlichkeit der Semiten in der Schule, in der sie ihre Erziehung erhalten haben, in der Wüste. Obschon ein Wilder, so ist der Bedouine, der in der Wüste herumstreift, viel besser organisirt, namentlich ist seine Stirne viel mehr entwickelt als die anderer ganz unkultvirter Völker, besonders wenn diese in Wäldern und in einer üppigen Vegetation leben. Die Reinheit der Luft und die Milde des Himmels ¹⁾ scheint der Hauptgrund dieser Erscheinung zu sein; denn keine Luft ist gesünder oder belebender als die der arabischen Wüste; auf die geistige Entwicklung mag aber auch der Umstand, daß der Bedouine seinen Feind nicht hinter einem Baum oder Felsen aufpassen kann, sondern auf offenem Felde begegnen und Tag und Nacht auf der Hut sein muß, großen Einfluß üben. Er ist daher schnell und richtig in seinen Wahrnehmungen, während der Waldmensch, den eine mannigfaltige Natur umgibt, wie auch der Agrikulturist, der an der Scholle klebt, sich von dem dort die wunderbarsten Vorstellungen macht und der Phantasie hingibt, welche beim Araber selten das Uebergewicht über die Urtheilskraft gewinnt.

Die Nomaden werden von dem Strom der Geschichte weniger berührt als andere Völker. Während es in Tropenländern Bäume gibt, deren Alter nach Jahrtausenden gezählt wird, und bei uns die vom Ahnherrn gepflanzte Linde spätern Geschlechtern noch Schatten gewährt, erhebt sich im Nofūd weder Baum noch Strauch; aber jährlich breitet sich nach dem Winterregen ein Teppich von Gräsern und Blumen darüber aus, welcher unter der Hitze des Sommers allmählig verschwindet, in der folgenden Regenzeit aber mit neuem Leben wiederkehrt. So kann es

¹⁾ Hierin hat der Bedouine einen Vorzug vor dem Tataren, welcher sonst sehr vieles mit ihm gemein hat. Der Tatar aber ist wegen seiner nördlichen Lage tapferer.

auch unter den Bedouinen keine unverständlichen Vedas mit endlosen Commentaren dazu, kein tausendjähriges Symbolum apostolicum geben. Sie waren stets ohne Literatur und selbst die Tradition kann sich wegen der wandernden Lebensart nur kurze Zeit behaupten. Es häufen sich bei ihnen weder Erfahrungen noch Aberglauben so sehr an, wie unter Städtebewohnern und Landleuten. Die Unmöglichkeit, Luxus zu genießen und Schätze zu sammeln, läutert sie von den erniedrigenden Leidenschaften der Engherzigkeit und des Geizes, welche aus dem Besitz erwachsen, und da sie von Kindheit an gegen die Elemente und feindliche Stämme zu kämpfen haben, werden sie gestählt, und ihr Charakter erhält etwas Ritterliches. Diese Menschen, welche mehr der Natur- als der Weltgeschichte angehören, haben fast gar keine höhern Bedürfnisse und beschäftigen sich äußerst wenig mit Gott und Religion. Aber in geistigern Naturen, welche den Sauerteig der Menschheit bilden und überall getroffen werden, aber überall selten sind, werden die Regungen des Religionsinstinktes nicht durch hergebrachte Formen und veraltete Dogmen darniedergehalten; er bewegt sich frei, und wenn die von ihm veranlaßten Speculationen auch wenig erhaben sind, so gründen sie sich doch auf gesunde Naturanschauung und sind einfach. Die Oasenbewohner des Naǧd hingegen sind sehr religiös und, wie das Aufkommen des Wahhābismus in neuester Zeit wieder gezeigt hat, streng monotheistisch. Ich hatte selbst Gelegenheit, 'Okayl- (sprich 'Agēt-) Araber ohne alle Bildung über Heiligenverehrung und ähnliche Mißbräuche disputiren zu hören, und war erstaunt über die Reinheit ihrer Begriffe; mancher unserer gelehrten Theologen könnte von ihnen lernen. Ibn Chaldūn scheint zwischen den Bedouinen und ihren halbnomadischen Brüdern in den Oasen nicht zu unterscheiden ¹⁾, wenn er Bd. 1 S. 225 sagt:

¹⁾ Auch ich halte diese wichtige Unterscheidung zwischen Wüsten- und Oasenbewohner nicht fest, um den Leser nicht durch Ein-

»Wandernde Völker sind dem Guten näher als ansässige; denn so lange die Seele in ihrem Naturzustande ist, ist sie empfänglich für gute und böse Anregungen und Eindrücke. Es heisst daher im Korân 22, 17: »Jedes Kind wird in der Naturreligion geboren; seine Eltern aber machen es zum Juden, Christen oder Magier.« Im Verhältniss, in welchem die Seele zu einer Richtung angeregt wird, entfernt sie sich von der andern, und es wird ihr schwer, diese andere zu verfolgen. Nachdem daher der sittliche Mensch sich gute Gewohnheiten eigen gemacht und selbe zur Fertigkeit gebracht hat, entfernt er sich vom Bösen, und es wird ihm schwer, Abwege zu betreten. So auch wird es für den unsittlichen Menschen schwer, das Gute zu üben. Die ansässigen Völker beschäftigen sich so viel mit den Mitteln, die Genüsse zu vermehren, leben im Comfort, geben sich der Welt hin und fröhnen den Gelüsten, dass ihre Seelen durch viele tadelhafte Eigenschaften und Böses verunreinigt werden. In dem Masse, in dem sie sich den Genüssen hingeben, entfernen sie sich von den Wegen des Guten. Sie werden gegen Schaam und Ehre unempfindlich und selbst hochgestellte geheiligte

zelheiten, in welche einzugehen ein tieferes Studium der Verhältnisse nothwendig ist, zu verwirren. Die zwischen den Bedouinen lebenden halbnomadischen Dorf- und Städtebewohner übertreffen diese an Geist und Tapferkeit. Ihnen ist alles Grosse zuzuschreiben, was die Semiten in der Geschichte geleistet haben. Die moslimischen Eroberungen z.B. verdanken ihren Anfang den Mohâgîr (Makkern) und Ançâr (Madynensern); sie waren es, welche anfangs fast allein den siegreichen Fahnen des Islâms folgten, später aber zeichneten sich besonders die Einwohner von Yaman aus (vergl. die ersten Seiten der Eroberung von Syrien des Pseudo-Wâkidy). Mohammed sprach sich sehr ungünstig über die Kameelhirten (Nomaden des Nofûd) aus, er fand sie gleichgültig für das Höhere und übermüthig. Aber er lobte die Schafhirten, welche sich in den Gebirgen und in der Nähe bebauter Distrikte herumtreiben und arm sind, wegen ihrer Empfänglichkeit. Diese haben meistens feste Wohnsitze, und Leute wie Jethro, Abraham etc. gehörten zu ihrer Klasse.

Personen ergötzen sich in Gesellschaft, mit groben Zoten. Die Gewohnheit, in Wort und That sich der Wollust hinzugeben, wird so mächtig, dass das Schaamgefühl nicht im Stande ist, sie zurückzuhalten. Die Nomaden streben zwar auch nach weltlichen Dingen, allein sie beschränken sich auf das Nothdürftige und ergehen sich nicht in Behaglichkeit, Sinneslust und Vergnügen. Ihre Gewohnheiten entsprechen ihrem Streben, und deswegen ist ihr Lebenswandel auch viel reiner als der der ansässigen Völker. Sie bleiben dem Naturzustande näher, haben weniger Bedürfnisse und böse Gewohnheiten, und es ist leichter, sie auf den rechten Weg zu leiten.«

Alle Völker fühlen das Bedürfniss, sich von dem Gott, der in ihrem Innern lebt, ein sinnliches Bild zu machen, ihn in der Aussenwelt zu finden, ja ihn zu besitzen, und ich möchte fast sagen, ihn zu beherrschen. Der gemeine Mann unter den Semiten machte keine Ausnahme von dieser Regel. Dennoch sind unter ihnen, wie Renan gezeigt hat, mehr Männer aufgestanden, welche die Einheit Gottes predigten, als unter anderen Nationen, und das Volk war mehr geneigt, wenigstens die Supremacie eines Gottes anzuerkennen, wenn es auch neben ihm eine Anzahl Genien verehrte.

Die Bedouinen leisten zur Zeit des Krieges ihrem Agyd unbedingten Gehorsam, und wenn einer ihrer Schayche einen türkischen Statthalter besucht, geberden sich seine Leute, die ihn sonst als ihresgleichen betrachten, wie Sklaven gegen ihn, um auf den Fremden den Eindruck zu machen, dass er überaus mächtig sei. Schon in ihrem wilden Zustande also haben diese Leute monarchische Ueberzeugungen. Kein Wunder, wenn auch Menschen, deren Begriffe von Gott sonst sehr sinnlich waren, diese Ansichten auch auf die Geisterwelt übertrugen¹⁾, und selbst wenn

¹⁾ In diesem Sinne sagt Zayd (oben S. 83): Gibt es einen Herrn oder Tausend Herren. Vergl. damit Kor. 6.

sie mehrere Götter anerkannten, doch einen für mächtiger hielten als alle anderen. In der That geht aus der Persönlichkeit Gottes seine Einheit auch für den beschränktesten Verstand von selbst hervor.

Sie erkannten Allah als den Schöpfer des Himmels und der Erde und als den Erhabenen und Weisen an ¹⁾, und beim Pilgerfest riefen sie aus: »Dir zu Diensten, o Allah! dir zu Diensten! dir zu Diensten! Es gibt kein Wesen deinesgleichen, und wenn es eins gibt, so herrschest du und es herrscht nicht« ²⁾. Er sendet nach ihrer Ansicht den Regen und regiert die Welt ³⁾, und daher, wenn sie sich in großer Gefahr oder Unglück befanden, riefen sie nicht die Götzen, sondern den Allah an ⁴⁾, auch beschworen sie sich gegenseitig bei dem erhabenen Namen Allah's, wenn sie ein wichtiges Anliegen hatten (Kor. 35, 40. 4, 2). Wenn die Aufgeklärten nicht ausschließlich den Allah verehrten, so war es nicht ihrem Unverstand, sondern ihrer Gleichgültigkeit zuzuschreiben. Sie gaben sich nicht die Mühe, nachzudenken, aufer wenn sie durch ein Unglück aufgerüttelt wurden, und sie hielten es auch nicht für klug, sich von den Massen zu trennen ⁵⁾.

¹⁾ Kor. 49, v. 31, 24. 39, 30.

²⁾ Das Alter dieser Invokation ist aufer Zweifel, sie wird von den ersten Worten Labbayk geheissen. Labb bedeutet adesse und Labbayn ist der Dual. Auf ähnliche Art wird jetzt noch von den Bedouinen der Dual gebraucht in Marhabatayn „doppelt willkommen“, welches man als Antwort auf Marhaba, willkommen, sagt; das k bedeutet tibi. Es scheint fast, daß das nationale Pilgerfest nicht wie andere Feste, einem Penaten, sondern dem Allah gefeiert wurde.

³⁾ Kor. 23, 86—81. 29, 83. 39, 11.

⁴⁾ Kor. 10, 13. 6, 40—43. 31, 31. 16, 55.

⁵⁾ Mohammas's Auffassung und Schilderung dieser Gleichgültigkeit ist ausgezeichnet. Die Religion [mit ihren Festen und Ceremonien], sagt er an vielen Stellen, ist für sie eine Spielerei, und in 39, 11 heifst es: Wenn den Menschen ein Unglück trifft, ruft er seinen Herrn an und ist ihm eifrig ergeben, wenn ihm aber von Gott eine Wohlthat zugewendet wird und er sich im Glück befindet,

Für den Denkenden ist Gott zu unerfaßlich und für den Spielfbürger ¹⁾, welcher etwas eigenes und besseres haben will als andere Menschen, zu allgemein. Die heidnischen Araber bauten ihm daher keine Tempel und es dienten ihm keine Priester. Dieser Vernachlässigung mag wohl die Ueberzeugung zu Grunde gelegen haben, daß die ganze Welt ein Gotteshaus ist, die eigentliche Ursache war jedoch Partikularismus. Die Götzen, ihre Tempel und heiligen Orte waren Eigenthum eines oder mehrerer Stämme und das Priesterthum war gewöhnlich in einer Familie erblich. Leute, deren Stärke im Zusammenhalten der Familien ihres Stammes oder mehrerer verbündeten Stämme bestand, konnten die Nothwendigkeit, dem Allah, welcher allen angehört, ein Heiligthum zu errichten, nicht einsehen. In einigen Orten jedoch wurde für Allah ein Antheil an der Ernte bestimmt, und man vertheilte ihn unter die Armen und Waisen, ein anderer Theil wurde den Götzen geweiht, und diesen erhielten die Priester. Im Orient wird das Getreide auf dem Felde von Ochsen ausgetreten und bleibt, selbst nachdem es gereinigt worden ist, noch einige Zeit in kleinen Haufen liegen. Wenn nun der Wind oder ein anderer Zufall etwas von dem dem Allah geweihten Haufen zu dem der Götzen hinbrachte, wurde es nicht zurückerstattet, wohl aber im entgegengesetzten Falle ²⁾. Auferdem wurde für Allah das schlechteste auserlesen.

Die unmittelbaren Gegenstände der Anbetung für den gemeinen Mann waren, wie bei den Wallfahrern nach Einsiedel oder Loreto, Fetische: ungestaltige Bilder, Steine,

so vergifst er die Veranlassung, wegen welcher er ihn angerufen hatte, und erklärt, es gebe Wesen, welche dem Allah gleich sind, und führt auch andere auf Irrwege.

¹⁾ Ich meine die abl al'açbyya des Ibn Chaldûn, deren Lebensprincip Esprit du corps ist.

²⁾ Kor. 6, 137 und 16, 58, und die Commentare dazu. Auch Ibn Ishâk S. 53.

Felsen, Bäume. Ein Stamm erkannte gar einen großen Laib Brod als seinen Gott an, als ihn aber, zur Belustigung seiner Nachbarn, auf zur Zeit einer Hungersnoth. Die mittelbaren Gegenstände der Anbetung waren aber Ginn, Genien, und die Fetische waren nur ihre sichtbaren Repräsentanten. Die Phantome der Wüste boten ein reiches Material für den ethnischen Theil ihrer Theologie, und da viele Menschen diese Phantome sahen, können wir uns nicht wundern, wenn sie mit der Geisterwelt so vertraut wurden, daß Abû Gahl, als er Moḥammad von siebzehn Wärtern der Hölle sprechen hörte, antwortete, er wolle es mit fünfzehn derselben aufnehmen, die übrigen zwei werden wohl von seinen Freunden bezwungen werden. Sie behandeln auch Gott, wie Renan bemerkt, cavaliermäÙig, und wie fromme Männer, ebenso zuversichtlich wie von einem Freund eine Antwort erwartend, Gott anredeten, so hat auch das Volk solche Unterredungen stets ganz natürlich gefunden und daran geglaubt. Das Verhältniß zwischen Fetisch und Ginn und zwischen Ginn und Gott war ungefähr dasselbe, wie bei den Katholiken das Verhältniß eines wunderthätigen Gnadenbildes zum betreffenden Heiligen und des Heiligen zu Gott. Deswegen sagt Moḥammad (Kor. 12, 106): »Die Meisten von ihnen glauben nicht an Allah, ohne ihm zugleich andere Wesen beizugesellen.« Er macht zwar in einigen Korânstellen den Fetischdienst lächerlich, aber bei Weitem zahlreicher sind jene Offenbarungen, in denen er gegen die Anbetung der Ginn eifert¹⁾.

¹⁾ Es ist sehr natürlich, daß einige Stämme die Sonne, den Mond oder die Sterne angebetet haben, auch ist es sehr begreiflich, daß abgelagerte Semiten, wie die Phönicier oder Chaldäer, welche viel mit andern Nationen in Berührung kamen und sich wohl auch mit ihnen mischten, die in der Wüste entsprungene Religionsbegriffe vergaßen und fremde annahmen. Aber daß die Ginnanbetung den Kern des arabischen Polytheismus bildete, geht aus dem Korân unwidersprechlich hervor, und die Planetengeister sind wohl aus dem Ginngeschlechte erwachsen.

Selbst der unwissendste Mann scheint zugegeben zu haben, daß der Fetisch an und für sich weder nützen noch schaden kann. Im Kor. 39, 4 wird gesagt:

»Diejenigen, welche mit Wesen außer Allah in Abhängigkeitsverhältnisse treten, sagen: Wir beten sie nur deswegen an, damit wir durch sie Allah's Gunst und Gnade erlangen.«

Katâda (bei Baghawwy) bemerkt zu diesem Korânvers: Wenn man die Heiden fragte: wer ist euer Herr? wer hat euch erschaffen? und wer ist der Schöpfer des Himmels und der Erde? so antworteten sie: Allah. Wenn man ihnen dann sagte: aber, was soll dann eure Anbetung der Abgötter bedeuten? antworten sie: damit sie uns bei Allah in Gunst und Gnade bringen. Ganz so antworten die Katholiken, wenn man sie ob der Verehrung der Heiligen angreift. Die Idee Gottes quillt allerdings aus unserem Innern hervor, allein der Mensch will sich eine Vorstellung von ihm machen, und es kommt mir recht wahrscheinlich vor, daß begeisterte Visionäre in den subjectiven Lichterscheinungen den Allah erblickten. Auch Moḥammad nannte Gott ein Licht. Indessen weil Allah nach den Vorstellungen der Heiden nur der höchste unter den Ginn war, so nannte er »seinen Herrn« anfangs nur selten, vielleicht gar nie Allah. Später aber erklärte er, daß Allah ein Wesen sui generis sei¹⁾ und fing an, diese Benennung häufig zu gebrauchen. Dem Heidenthum gegenüber dringt er darauf, daß Gott unendlich erhaben ist über die Schöpfung²⁾. Er geht

¹⁾ Siehe Bemerkungen zu Sûra 112 in Kapitel 8.

²⁾ Ich bin mit dem Wesen der alttestamentlichen Theologie zu wenig vertraut, um mir ein Urtheil zu erlauben, aber der Prediger des Jehova scheint sich zu den Elohisten gerade so verhalten zu haben, wie Moḥammad zu denen, welche den Allah als den höchsten unter andern Göttern anerkannten. Die Gâfies, welche die Idee des Moḥammad ausbildeten, versielen auch auf eine ähnliche Ausdrucksweise wie die Jehoviten. Wenn du uns fragst, wer Gott ist, antworten wir: Howa howa, d. h. er ist er. Howayya, die

einen Schritt weiter und zeigt, daß die GröÙe Gottes darin bestehe, daß er auch für das Geringste selbst sorgt und, wie er sich ausdrückt, uns näher ist als unsere Herzader (Korân 50, 15). Er verwirft alle Vermittlung zwischen Gott und den Menschen:

39, 44. Wie, ihr erkennet aufser Allah Fürsprecher an? selbst wenn diese nichts vermögen und nichts verstehen?

45. Sprich: Dem Allah kommt die Vermittlung ausschließlicly zu. Er besitzt die Himmel und die Erde und vor ihm müÙt ihr einst erscheinen.

Diese Lehre war ein bedeutender Fortschritt über das damalige Christenthum, und es ist ziemlich sicher, daß er sie von den Hanyfen erhalten hat. Die Ausbildung derselben im Korân ist aber sehr mangelhaft; so spricht er auf eine höchst anthropomorphitische Weise in mehreren, fast gleichzeitigen Offenbarungen von der Allwissenheit Gottes, während ihm dunkel die Unmittelbarkeit seines Wirkens vorschwebte, und schon in Makka veröffentlichte er folgenden, der reinen Lehre widersprechenden Vers, den ich christlichem Einflusse zuschreibe:

40, 7. Diejenigen [Engel], welche den Thron Gottes tragen, und die, welche um denselben herumstehen, lobpreisen ihn, wie es ihres Herrn würdig ist und glauben an ihn, und sie bitten ihn für die Gläubigen um Verzeihung. Herr, sagen sie, deine Barmherzigkeit und Allwissenheit umfaßt alle Dinge, verzeihe denjenigen, welche sich bekehren und auf deinem Pfade wandeln und bewahre sie vor der Strafe der Hölle.

8. Herr, führe sie in die Gärten Edens ein, wie auch ihre Väter, Frauen und Kinder, welche gut waren etc.

Die Ginn jedoch hat Moammad für immer ihrer Göttlichkeit beraubt, und wenn er ihre Existenz auch zugab,

Ipseität, bedeutet daher bei ihnen ungefähr dasselbe, wie bei uns die Ichheit oder das Absolute, der letztere Begriff wird aber durch al-Moflak ausgedrückt, und Howayya kann nur von Gott prädicirt werden.

stehen sie doch nicht viel höher, als die Wüstengeister bei den Juden standen.

Diese Fragen werden später ausführlicher behandelt werden; hier war es jedoch nöthig, sie zur Sprache zu bringen, um das Wesen des arabischen Heidenthums anschaulich zu machen, zu dessen Institutionen, insofern sie sich auf Visionen gründeten, wir nun zurückkehren. Aufser erblichen Götzdienern (Choddâm alaqnâm) hatten die Araber auch Seher. Diejenigen, aus welchen die übernatürlichen Gaben heftig hervorsprudelten, wurden Kâhine¹⁾, die weniger begabten 'Arrâfe genannt. Die Seher waren Visionäre oder geschickte Aesser derselben; die einen wie die andern mußten Schlaueit und Takt genug besitzen, den Leuten zu imponiren, um sich Anerkennung zu verschaffen. Nach der damals allgemein angenommenen Meinung folgte ihnen ein Ginn, welcher bisweilen aus ihnen sprach und durch ihre Zunge die Zukunft und andere Geheimnisse verkündete²⁾. Auch minder begabte Menschen sind Gei-

¹⁾ Die Hebräer sprechen nach einer allgemeinen Regel Kôhen statt Kâhin (wie die Oesterreicher das Inge A fast wie O aussprechen), bei ihnen aber bedeutet es Priester. Wie auf einen vom Glück begünstigten Imperator (Feldherrn) eine Reihe von Kaisern folgte, welche sich Imperatores hießen, so auch kann ein Seher einen Priesterorden stiften, welcher den Titel Kâhin beibehält, aber das Umgekehrte ist nicht denkbar. Ich glaube daher, daß die Kâhine im arabischen Sinne älter sind als die Kôhene im hebräischen.

²⁾ Mas'ûdy hat der Kahâna, Seherthum, ein Kapitel seines Geschichtswerkes gewidmet. Kahâna bedeutet ihm zufolge Kenntniß des Verborgenen und Zukünftigen, und er bemerkt ganz richtig, daß alle Völker des Alterthums daran geglaubt haben, aber daß die Meinungen, wie es komme, daß Menschen das Verborgene wissen können, verschieden seien. Einige glauben, daß eine tiefe Kenntniß der Naturkräfte dazu leite, andere sind der Meinung, daß die Seele, wenn vollkommen rein, sich in die Weltseele versenke, während der Schrift (Kor. 72, v. 6, 121. 6, 112. 34, 13) gemäß der Teufel den Wahrsagern die Geheimnisse überbringt, die er an den Pforten des Himmels den Engeln abgelauscht hat. Er fährt fort: Berühmte Seher (Kâhine) sind Schikk, Satyh, Samalka, Zawb'at, Sadyf b. Her-

steskrankheiten unterworfen, leiden an Hallucinationen und sprechen verwirrtes Zeug, und auch ihnen mußte ein Sinn zuerkannt werden. Wenn auch der Name Kâhin nur auf die geistreichern Visionäre und ihre Aesser angewendet wurde, welche schlaue genug waren, manchenmal etwas zu errathen, so war es doch schwer, die Grenze zu ziehen und, wie aus dem Korân hervorgeht, war der Titel Kâhin zur Zeit des Mohâmmad in Mißkredit und bedeutete fast so viel als verrückt. Andererseits jedoch wurden auch andere geistreiche, aber überspannte und unpraktische Personen, besonders Dichter, in die Kategorie der Kâhine gebracht. Die oben (S. 111) von Omayya erzählten Legenden z. B. verdanken ihren Ursprung wohl nur seinen poetischen Anlagen und Spekulationsgeist. Um zu zeigen, was die Araber von einem Seher erwarteten, schalte ich eine alte Sage ein¹⁾:

»Die schöne Hind war die Frau des Fâkih, eines der ritterlichsten und freigiebigsten Männer im Stamme Koraysch. Außerhalb Makka hatte er ein Haus, das während des Tages leer war, aber Abends stand es jedermann offen, und er bewirthete alle, die kamen. Eines Abends, als ihn die Gäste verlassen hatten, legte er sich mit seiner Frau zu Bett. Nach einiger Zeit stand er aber wieder auf und verließ das Haus, um ein Bedürfnis zu verrichten. Einer der Gäste kehrte unterdessen wieder in das Haus zurück, aber als er die Hind erblickte, schlich er hinaus und entfernte sich. Fâkih kam gerade, als er sich hinausschlich, zur Thür und sah ihn. Er fragte seine

nâs, Tzaryfa (eine Frau) und 'Amrân (der Bruder des Mozaykiya), Hâritha, Gobayna und die Seherin des Bâhilastammes.

Ein 'Arrâf steht nicht so hoch wie ein Kâhin und 'Arrâfe waren daher unter den Arabern häufig. Berühmte 'Arrâfe sind Ablak, Azdy (nach einer andern Lesart Awdy), Ablak Zohry, 'Orwa b. Zayd Azdy und Rammâh b. 'Aġla, der 'Arrâf von Yamâna.

¹⁾ Aus den Mostaṭrif ed. Bûlak Bd. 2 S. 101. und Kitâb al-naghâniy Bd. 1 S. 505.

Frau, wer sie soeben verlassen hatte. Sie antwortete, ich habe niemanden gesehen. Er gab ihr einen Tritt mit den Worten: Du gehst in das Haus deines Vaters zurück. Sie kam dadurch in schlimme Gerede. Ihr Vater sprach daher zu ihr: Wenn dein Mann Recht hat, so soll er Genugthuung haben, wenn er Unrecht hat, so soll einer der Seher von Yaman entscheiden. Die Tochter schwor bei Gott, daß sein Verdacht ungegründet sei, und er ging daher zu Fâkih und sagte: Du sagst meiner Tochter etwas gar Uebles nach; laß uns den Ausspruch eines Sehers von Yaman darüber vernehmen. Fâkih ging zu diesem Zweck nach Yaman mit mehreren seiner Verwandten, den Banû Machzûm, und sie und ihr Vater wurden von vielen Männern und Frauen aus der Familie 'Abd Manâf begleitet. Auf ihrem vorletzten Marsche sagten sie zu einander: Morgen werden wir zum Seher kommen. Hind schien in großen Aengsten. Ihr Vater fragte sie, warum sie ängstlich sei, wenn sie ein gutes Gewissen habe. Wie soll ich guten Muthes sein, versetzte die Tochter, wir gehen zu einem Menschen, der manchenmal errathet und manchenmal irrt. Fürchte dich nicht, sagte der Alte, ich will dafür sorgen. Er pflüß, damit sein Pferd Wasser machte, und band ein Weizenkorn in seine Zeugungstheile. Am nächsten Tage kamen sie beim Seher an und wurden sehr gut empfangen. Es wurde geschlachtet und sie waren alle seine Gäste. Nach dem Essen sagte Hind's Vater, wir haben etwas verborgen, rathe, wo ist es? Er antwortete: »eine Frucht in einer Schlucht.« Erkläre, was du damit sagen willst, sagte der Vater. Er erwiderte: »ein Weizenkorn in des Pferdes Born.« Dies gab ihm vollkommenes Zutrauen, und die streitige Frage wurde ihm vorgelegt. Er ging unter allen Frauen herum und klopfte jeder auf die Schulter mit den Worten: gehe weiter, bis er zur Hind kam. Dann sprach er: Zieh dich dahin, kein Tadel haftet an dir, du wirst einen König gebären und sein Name soll Mo'âwiya sein. Fâkih nahm sie bei der Hand, aber sie stieß ihn zurück

mit den Worten: Du sollst nicht der Vater des Königs sein, den ich gebären werde. Sie heirathete darauf Abū Sofyân und gebar ihm Mo'âwiya, den ersten Chalysen aus der Familie der Omayyiden.«

In allen diesen Dingen ist ein inniges Wechselverhältniß zwischen dem im Volke vorhandenen Ideal und der Erscheinung in der Wirklichkeit. Die Leistungen früherer Seher war der Same des Ideals und die, welche sich zum Seheramte berufen fühlten, bemühten sich dem Ideal zu entsprechen. Das Vertrauen, welches sie genossen, stand im Verhältniß zu ihrem Erfolge und zu dem Bedürfnisse der Zeit. Es scheint eine allgemeine Sitte gewesen zu sein, die Divinationsgabe des Wahrsagers zu prüfen, ehe man ihm traute, und wenn es sich um die Auslegung eines Traumes handelte, erwartete man bisweilen, daß er den Traum, ohne daß er ihm erzählt wurde, wisse¹⁾.

Ihre Orakel gaben sie in kurzen gereimten Sätzen und sie waren immer mit einem langen Schwur bekräftigt. Ich führe ein Beispiel an. Omayya von Makka soll mit Hâschim fünfzig schwarzzüngige Kameele gewettet haben, daß er ein edlerer, einflußreicherer Mann sei als Hâschim. Der Chozâ'sche Kâhin hatte zu entscheiden und er sagte: Bei des Mondes Pracht, bei den Sternen der Nacht, bei der Wolke, in der der Donner kracht, bei dem Vogel, der in den Lüften lacht, bei dem, was über dem Wanderer wacht, Hâschim ist größer als Omayya in Adel und Macht.

¹⁾ Fünf Tayyiten besuchten, der Içâba zufolge, den bereits S. 176 erwähnten Kâhin Sawâd; sie hatten sich verabredet, jeder von ihnen soll einzeln seine Sehergabe prüfen. Sie brachten ihm Kameele und Kostbarkeiten zum Geschenk und er schlachtete für seine Gäste und schlug ihnen ein Zelt auf. Drei Tage nach ihrer Ankunft ließ er sie zu sich kommen und sprach mit dem ältesten von ihnen mit solcher Kenntniß von ihrer Genealogie und ihren Familienverhältnissen, dem Zweck ihrer Reise und andern Geheimnissen, daß sie von seinem Hellsehen überzeugt waren.

Wir sehen, die heidnischen Araber erwarteten ungefähr dasselbe von ihren Sehern, was wir von sogenannten Hellsehern erwarten; man räumte ihnen aber große Macht ein, indem man ihnen Streitigkeiten zur Entscheidung vorlegte. Unter den halbwilden Arabern, welche kein Gesetz und keine Auktorität anerkannten, war der Glaube an solche Seher, auch wenn sie Betrüger waren, eine Wohlthat und Nothwendigkeit. Sie konnten oft den Schwachen schützen und den Starken aus Schwierigkeiten retten. Wie degenfest ein Krieger auch sein mochte, so gerieth er doch häufig in Händel, wo kein Vergleich möglich und kein ehrenhafter Ausweg offen war. Ein menschliches Gericht gab es nicht. Man wandte sich an ein Gottesgericht und der Widerspenstigste sah sich nicht entehrt, wenn ein schwacher, halb verrückter Seher den Fall zu seinem Nachtheil entschied. Und die Orakel berühmter Seher wurden für so heilig gehalten, daß der Verurtheilte von seiner eigenen Familie verstossen worden wäre, wenn er sich ihm nicht unterworfen hätte. Solche Entscheidungen waren doch immerhin besser als die Feuerprobe oder ein anderes barbarisches Gottesgericht.

Visionäre mit dem gehörigen Grad von Schlaueit und Takt sind in allen Ländern selten und ihre Anzahl konnte dem Bedürfnisse unmöglich genügen, selbst wenn es manchem Unberufenen gelang, ihnen zugezählt zu werden. Die Götzenpriester ersannen daher verschiedene Vorrichtungen durch die Vermittelung der Ginn, denen ihre heiligen Stätten geweiht waren, die Geheimnisse des Himmels zu erforschen und die Menschen in ihren Zweifeln zu erleuchten. In der Ka'ba zu Makka, welche den Ortspatron Hobal beherbergte, wurden z. B. sieben Stäbe von verschiedener Farbe aufbewahrt und auf jedem stand ein Wort. Auf einem war 'Akl »Blutgeld« geschrieben. Wenn ein Mord begangen worden war, und die Mitschuldigen konnten sich nicht verständigen, wer den Preis des Blutes bezahlen soll,

so wurde für jeden der Parteien ein Stab gezogen, und der, welchen der mit 'Akl bezeichnete Stab traf, mußte bezahlen. Die übrigen Inschriften wurden in diesem Falle unberücksichtigt gelassen. Auf einem stand »ja« und auf einem andern »nein«. Wenn die Gemeinde oder auch Individuen unschlüssig waren, ob sie einen Plan ausführen sollten oder nicht, entschied das Loos dieser zwei Stäbe, wenn jedoch »nein« gezogen wurde, so befragten sie das Schicksal nach Verlauf eines Jahres wieder und folgten seiner Bestimmung, wenn »ja« herauskam. Die andern vier Stäbe hatten die Aufschriften »von euch«, »von andern«, »Insasse (molçak)«, »Wasser«. Wenn sie einen Brunnen graben wollten, so führten sie ihr Vorhaben aus, wenn »Wasser« herauskam. Sie ließen sich auch durch das Loos leiten, wenn sie ein Kind beschneiden, Ehen eingehen, Begräbnisse feiern wollten. Besonders wichtig war der Spruch des Schicksals, wenn es sich um die Abstammung eines Mannes handelte, über dessen Vater Zweifel obwaltete. Sie nahmen ihn zu Hobal und überreichten dem Verwalter der Stäbe hundert Dirham und ein Opfertier, dann flehten sie den Hobal an mit den Worten: O unser Gott, hier ist N. N., über welchen wir in Bezug auf seine Abkunft Aufschluß zu erhalten wünschen; eröffne uns die Wahrheit. Der Verwalter der Stäbe zog dann einen, und wenn »von euch« herauskam, gehörte N. N. der Familie der Fragenden an. Kam »von andern« heraus, so wurde er als Bundesgenosse betrachtet, wenn aber molçak herauskam, konnte er unter ihnen als Insasse wohnen, wurde aber weder als Verwandter noch als Verbündeter betrachtet. Manchesmal wurde die Farbe der Stäbe berücksichtigt; waren z. B. drei Parteien in Streit über Eigenthum, so wählte eine Partei die zwei gelben, die andere die zwei schwarzen und die dritte die zwei weißen Stäbe. Nach Umständen wurde die Anzahl der Stäbe auch vermehrt, und es war dann ein Treffer, während die übrigen Niete waren. Die Art, wie der Rath und Wille der Gott-

heit befragt wurde, zeigt, so weit wir damit bekannt sind, keine mysteriösen Ceremonien, wodurch das Volk hätte bethört werden sollen, sondern einfaches Loosen. Die jetzt unter den Moslimen in Städten üblichen Mittel die Rathschlüsse Gottes zu ermitteln, sind viel complicirter.

So lange Moḥammad keine andern Vorbilder kannte, war er ein Kâhin und Dichter. Er war sich dessen selbst bewußt und, obwohl er es nie als Geschäft trieb, wurde er von andern dafür gehalten. Nachdem er sich aber zum Gottgesandten entpuppt hatte, liefs er Gott sagen:

69, 40. Dieses ist das Wort eines edlen Boten

41. und nicht das Wort eines Dichters,

42. noch das Wort eines Kâhin;

43. sondern eine Offenbarung vom Herrn der Welten.

In einer andern Korânstelle heifst es:

52, 29. Du bist durch die Gnade deines Herrn nicht ein Kâhin, noch beginnet (d. h. von einem Gimm besessen).

30. Sagen sie vielleicht: Ein Dichter [ist er]?

Aus den Vorstellungen, welche sich die Araber von Sehern machten, erklärt sich der Stil seiner frühesten Offenbarungen und zum Theil auch sein Charakter. Wie ihre verschollenen Orakelsprüche, so auch sind seine Inspirationen gereimt, haben einen gewissen Rhythmus, sind dithyrambisch und voll kühner Ellipsen und fangen häufig mit einem phantastischen Schwure an. In dem Maße, in dem er in das Leben trat und sich sein Gesichtskreis erweiterte, verlor sich das Kâhinische in seinem Wesen. Sein Uebergang vom Kâhin zum Propheten bestand, wie wir im nächsten Kapitel zeigen werden, in der Annahme eines neuen Programms: er verschmähte es, ein heidnischer Seher zu sein und bemühte sich, unter Einfluß der Hanyfe, bewußt und unbewußt dem jüdischen Ideal von einem Seher zu entsprechen. Dieser Uebergang wäre unmöglich gewesen, wenn ihm nicht die jüdischen (hanyfischen) Ansichten über Propheten bekannt gewesen wären. Er hat

nicht geleugnet, daß die Kähine eine gewisse Art von Inspiration besitzen, aber wie die Juden behauptete er, daß sie nur solche Geheimnisse wissen, welche ihre Ginn an den Pforten des Himmels erlauschen, und er fügte hinzu, daß Maafsregeln getroffen worden sind, welche in Zukunft dies unmöglich machen. Das Kähinenthum hörte also innerhalb des Islams auf, oder kam wenigstens in Mißkredit und wurde zur Sünde. Die Vision und ihre Aeffungen, insofern sie innerhalb der Grenzen islämischer Orthodoxie blieb, nahm eine neue Gestalt an und es entstand der Çûfismus.

Unter den Çûfies hat man sich in Europa alles Mögliche gedacht; der Çûfy selbst heißt sich, insofern er zu einer Brüderschaft gehört, Fakyr, persisch Darwysch, arm. Diese Benennung entspricht dem Namen der Ebioniten, und der Unterschied zwischen den moslimischen Darwyschen und jüdischen Ebioniten besteht wohl nur in der Form und in ihrer Stellung zu ihren Mitmenschen. Aeltere Benennungen für die Çûfies sind: 'Ârif, Theosoph, und Ahl alyakyn, Leute der Gewisheit. Man braucht zu keiner Brüderschaft zu gehören, um diese Titel zu verdienen, wie es im Christenthum außer den Asceten von Profession — den Mönchen — auch Büfser und Heilige gegeben. Diese zwei Benennungen enthüllen uns das Wesen des Çûfismus: sie verachten mühsam erworbene Bruchstücke der Erkenntniß, denn ihr innerer Sinn ist abgeschlossen, sie sehen das Göttliche mit dem Auge des Geistes und sind daher im Besitze der Gewisheit (Yakyn). 'Abd al-Razzak sagt daher:

»Alles Lob jenem Allah, welcher uns durch seine Gnade und Bevorzugung von den Forschungen der conventionellen Wissenschaften errettet, welcher uns durch den Geist unmittelbarer Anschauung der Langenweile der Ueberlieferung und Demonstration enthoben, welcher uns von dem Leeren-Stroh-Dreschen des Wortstreites entfernt und welcher uns vom Disputiren, Opponiren, Widersprüchen und Streit rein erhalten hat; denn dieses ist die

Arena der Ungewisheit und das Feld des Zweifels, des Irrthums und der Häresie; Glorie sei ihm, welcher vor unsern Augen den Schleier der Aeußerlichkeit, der Formen und Verwirrung weggenommen hat.«

Das innere Auge wird in Entzückungen geöffnet, deren höchste Potenz die Vision ist, und der Weg zu Entzückungen ist für die, welche nicht von Natur geistig und zugleich hysterisch sind, Ascese und strenge Disciplin. Wie Melsmer wenden die Çûfies äußere Mittel an, um jene krankhaften Zustände herbeizuführen, welche man in neuester Zeit dem animalischen Magnetismus zugeschrieben hat. Eins der gewöhnlichsten Mittel ist, daß sich der Darwysch wie ein Rad herumdreht, bis er zu Boden stürzt. Die Orientalen sind durchschnittlich schwächer, feiner organisirt und nervöser als wir, und es gelingt daher nach längerer Vorbereitung den meisten, sich in eine Art cataleptischer Anfälle und eine hohe Exaltation des Geistes zu versetzen, und wenn sie sich zugleich ernstlich dem Beten, den Betrachtungen über die Natur Gottes und der Liebe zu Gott gewidmet haben, mögen sie während der Exaltation von erhabenen Ideen belebt sein. Allein Exaltation und krankhafte Zustände vermögen es nicht, den Mangel an natürlichen Anlagen zu ersetzen, und Mitglieder dieser Prophetenschulen, welchen es an Geist fehlt, werden daher zu Fanatikern und zu Janissaren ihrer schlaunen Führer, aber nicht zu Theosophen, während geniale Leute mit poetischen Talenten, ohne Ascese und Visionen, sich zur Höhe der Theosophie hinaufgeschwungen haben¹⁾. Jedoch im moslimi-

¹⁾ Auch anderwärts mögen Menschen, die nicht Visionäre waren, auf dem Gebiete, welches Seher ganz besonders ihr eigenes nannten, Großes geleistet haben, die Sage hat jedoch auch diese mit Wundern, Weissagungen und, in einem Worte, mit dem Charakter von Sehern ausgestattet, weil Visionäre für das Publikum das Ideal eines mit Gott in näherem Verhältnisse stehenden Menschen waren, und es ist kein Zweifel, daß auch nüchterne Menschen, wenn sie Einfluß gewinnen wollten, diesen vorgefaßten Meinungen nach Kräf-

schen Mittelalter wurde das Genie gewöhnlich nur dann geduldet, wenn sein einziges Streben Heiligkeit war, und es mußten daher besonders Poeten dem Strome folgen, in welchem begabte Visionäre vorangingen, und es gab daher Zeiten, in denen alles, was Geist hatte, Cäfy zu sein bestrebt war, und weil die Cäfies wie Heilige verehrt wurden, schlossen sich den Geistvollen auch Schaa- ren von Unberufenen an, welche Extasen durch Ascese und noch verwerflichere Mittel erzwingen wollten. Man kann sich leicht einen Begriff machen, zu welchem Unfug der Cä- fismus entarten mußte. Ungeachtet aller Mißbräuche läßt es sich nicht leugnen, daß die Cäfies nicht nur in der Theosophie, sondern auch in dem, was auch nach christli- chen Begriffen Heiligkeit des Wandels ausmacht, ihre europäi- schen Zeitgenossen weit übertrafen, und in der Geschichte des Mittelalters muß den Moslimen in jeder Beziehung der Vorrang vor andern Religionsgemeinden zugesprochen werden.

Welchen schrecklichen Charakter die krankhaften Zu- stände, welche in der Vision culminiren, unter dem huma- nisirenden Einflusse des Christenthums annahmen, kann man schon daraus ermessen, daß nach einer Berechnung, die gewiß nicht übertrieben ist, in allem neun Millionen Hexen verbrannt wurden. Hexen aber waren Frauen, wel- che nicht bloß von andern, sondern häufig auch von sich selbst beschuldigt wurden, in buhlerischem Umgange mit dem Teufel zu leben. Die Zahl der Hexenprozesse offen- bart nicht das ganze Uebel. Alle Menschen wurden von Aberglauben, düsterer Weltanschauung, Religionszwang und Priestertrug bedrückt, jedes Dorf hatte seine Besessenen und selbst bei Heiligen ebbete und fluthete das Gemüth zwischen Entzückung und Reue, Verzweiflung und Erhe- bung. Man bedenke die Anzahl jener, welche ihr ganzes

ten huldigen und wenigstens das den Sehern eigene cynische, ver- wirrte Wesen annehmen mußten.

Leben vom Drucke gepeinigt wurden, deren Wahnsinn aber doch nicht bis auf den Grad stieg, sie für den Schei- terhaufen reif zu machen. Man muß es in der That den Päpsten Dank wissen, wenn sie durch Ablässe und Abso- lutionen der bethörten Menschheit einigen Trost gewährten. Im Orient hat zwar »das Auge« (Hexerei) auch viel Un- heil gestiftet, aber der Orientale ist von Natur weniger roh als der Sohn des harten Nordens, und solche Gräu- el sind nie verübt worden wie bei uns. Die Behandlung gei- steskranker Menschen ist human im Orient und wenn sie nicht arg toben, wird ihnen Achtung gezollt, während wir sie mit Schimpf behandeln, sie ihres Selbstvertrauens be- rauben und zu Narren machen, wenn sie es nicht schon sind. Auch der Geist der Religionen ist verschieden. Der überspannte Moslim ging in die Schlacht, der Christ in's Kloster, um die Seele zu retten. Diese Gemüthskrank- heiten (Visionen und Besessenheit) nahmen daher einen viel mildern Charakter an. Das Cölibat, welches eine der Ursachen solcher Leiden ist, wird vom Isläm verdammt, die melancholische Form der Visionen war selten, und weil der Moslim hoffnungsvoller dem Jenseits entgegenseht, nahm sie fast nie jenen schauerhaften Charakter an wie bei den Besessenen der Kirche, deren Symbol das Kreuz ist. Die zu Entzückungen geneigten Visionäre führ- ten ein viel freieres und interessanteres Leben als unsere Mönche, denn im Orient waltet in vielen Dingen Huma- nität und persönliche Freiheit, wo bei uns der Polizeistock und strenge Disciplin herrscht. Man bedenke, welchen Vortheil den moslimischen Heiligen die wiederholten Wall- fahrten zu Fuß nach Makka in medizinischer Hinsicht gewähren mußten und wie wohlthued die humane Be- handlung sich erweisen mußte, welche sie überall fanden, welche aber, da ihre Zahl Legionen war, doch nicht so sehr an Vergötterung streifte, ihnen den Kopf zu verdre- hen. Im Orient ist dieser Unfug noch in voller Blüthe, wie er bei uns im Mittelalter war, und ich habe viele

Menschen dieser Klasse kennen gelernt; die meisten waren interessant und hatten ein glückliches Gemüth und liberalere Ansichten als ihre unheiligen Glaubensgenossen. Nach meiner Ansicht wäre es eine höchst verdienstliche Arbeit, parallele Biographien entzückter moslimischer und christlicher Heiligen zu schreiben, und ich habe es mir daher angelegen sein lassen, so viele arabische Werke zu diesem Zwecke zu sammeln, als mir möglich war.

In unsern Tagen hat die Vision einen dem Zeitgeist entsprechenden Charakter angenommen. Mesmer sah sich durch diese krankhaften Erscheinungen bewogen, eine neue Kraft, den animalischen Magnetismus, anzunehmen. Die Amerikaner sind jedoch auf den alten Aberglauben zurückgekommen und lassen sich durch das Klopfen der Geister über das Jenseits Aufschluß geben. Es fehlt übrigens nicht an gründlichen Arbeiten über diesen Gegenstand¹⁾. Der Ebionismus, das Kähinenthum, der Cöfismus, der Mesmerismus etc. sind nach meiner Ansicht Erscheinungen desselben Zustandes, und ihre Verschiedenheit beruht auf der Verschiedenheit der Zeiten und Verhältnisse.

Hier ist die Frage an ihrem Orte, ob begeisterte Visionäre tiefere Blicke in das Göttliche thun als andere Menschen, und überhaupt, ob es ein auf übernatürliche Weise vermitteltes, oder ein intuitives Wissen gebe. Ich halte mich in allen diesen Dingen gern an die Orientalen und theile die Antwort des Ghazzâly auf diese Frage in Folgendem mit:

Es gibt Menschen, sagt er, welche blind oder taub geboren worden sind. Die erstern haben keine Idee von Licht und Farbe, noch kann man ihnen eine solche beibringen, und die letztern können sich keinen Begriff vom Schall machen. So auch sind Verstandesmenschen der In-

¹⁾ Kurz, aber wahrhaft klassisch ist die psychologische Seite der Vision von meinem Freunde, Prof. Lazarus, in seinem „Leben der Seele“, Berlin 1857, bearbeitet worden.

tuitionsgabe beraubt; sind sie deswegen berechtigt, selbe zu leugnen? Die, welche sie besitzen, sehen das Göttliche mit dem Auge des Geistes. Nun könnte man freilich sagen, theilt uns mit, was ihr sehet. Allein, was hilft es, wenn ich einem Sehenden eine Gegend, in der er nie gewesen ist, noch so lebhaft schildere, er kann sich doch keinen richtigen Begriff davon machen, geschweige denn ein Blindgeborener. Deswegen drücken auch die Theosophen, was sie sehen, in Gleichnissen und Bildern aus. Sa'dy geht etwas weiter und sagt, daß ein heiliger Mann für seinen Freund Blumen aus seinem Frühlingsgarten (Extase) mitbringen wollte. Er füllte seine Schürze, war aber vom Duft so ganz berauscht, daß ihm die Schürze entschlüpfte, ehe er den Garten verließ; d. h. im gewöhnlichen Zustande ist der Seher nicht im Stande, die erhabenen Ideen zu begreifen, welche er im extatischen fühlt. Aehnliche Lehren wurden schon von Mohâsiby im 9ten Jahrh. vorgetragen, von Gonnayd im 10ten Jahrh. zur Vollkommenheit gebracht, und sie blühen noch unter geistreichen Moslimen und ihre Poesie ist ein Echo davon. Das höchste Prinzip der Frömmigkeit ist die Liebe zu Gott, und gerade weil im Orient auch der gemeine Mann in seinen Gesängen und Liedern dieses hohe Prinzip stündlich ausspricht, nimmt zur Geisteskrankheit gesteigerte Schwärmerei selten den fürchterlichen Charakter der Besessenheit an. Die Ansichten des heiligen Bernhard und der christlichen Mystiker überhaupt waren von denen seiner orientalischen Zeitgenossen (er blühte zwischen Ghazzâly, † 1111, und Sa'dy, † 1291) nicht wesentlich verschieden, erreichten aber nie jene Erhabenheit. Ich will meine Schwäche nicht verbergen; ich habe mir's ernstlich angelegen sein lassen, zu ermitteln, ob etwas Wahres in Ghazzâly's Behauptungen sei und ob man wirklich von dieser Menschenklasse positive Aufschlüsse über das Göttliche zu erwarten habe, und ich bin zur Ueberzeugung gekommen, daß weder durch Meditation und Poesie, noch durch Beten und Ascese sich das Göttliche beschwö-

ren lasse, endlich und begreiflich zu werden. Wie überschwinglich auch die Gefühle und wie lebendig der religiöse Instinkt dieser krankhaften Wesen sein mag, so hängen doch die Vorstellungen, welche sie von Gott haben, von ihren Vorurtheilen und dem Grade der Entwicklung ihrer Vernunft ab, und wenn sie nicht schon früh eine philosophische Bildung genossen haben, sind sie auch in ihrem exaltirten Zustande in den Vorurtheilen ihrer Umgebung befangen. Ich glaube daher nicht, daß ein neues Vermögen in ihnen erwache oder ein inneres Auge sich aufschliesse, sondern daß in ihnen auch andern Menschen eigene Kräfte zur höchsten Thätigkeit gesteigert sind. Der Poet in seinen Dichtungen und der Seher (Prophet) in seinen Orakeln sprechen nur Ahnungen aus und sie regen an, ohne unser Wissen wesentlich zu fördern. Ein wirklicher Fortschritt wird durch den Mann der Wissenschaft vermittelt, dessen Drama die Geschichte und dessen Theophanie die Welt ist.

Anhang zum dritten Kapitel.

I. Belege und Erläuterungen.

Bochâry, S. 621 und 745, von Ibn Gorayg, von 'Aîâ, von Qafwân b. Ya'lâ b. Omayya:

„Ya'lâ sagte oft: Wenn ich nur den Propheten sehen könnte, wenn die Offenbarung auf ihn herniedersteigt. Als der Prophet sich zu Gi'irrâna befand, war ein Tuch über ihm ausgespannt, welches ihm (dem Propheten) Schatten gewährte, und es waren auch einige von seinen Begleitern mit ihm darunter. Es kam gerade ein Bedouine, der eine Jupe¹⁾ anhatte und parfümirt war, und er sprach: was hältst du davon, daß ein Mann die 'Umra (Wallfahrt) parfümirt und in einer Jupe mache? 'Omar gab dem Ya'lâ mit der Hand ein Zeichen, daß er kommen soll. Er kam und steckte seinen Kopf [unter das Tuch], und er sah, daß der Prophet im Gesichte roth und einige Zeit von sich war; dann kam er wieder zu sich und sagte: Wo ist der Mann, welcher mich in Bezug auf die 'Umra befragt hat. Er wurde ihm vorgestellt, und er sprach: Wasche den Wohlgeruch dreimal ab und ziehe die Jupe (Gobba) aus, dann mache die 'Umra gerade so, wie man den Haġġ (das Pilgerfest) begeht.“

Auch Moslim theilt in Bd. 1 S. 676 den Text dieser Tradition des Ibn Gorayg mit ohne bedeutende Varianten. Außerdem theilt er folgenden Text mit:

¹⁾ Das arabische Wort ist Gobba, welches einen Ueberrock bedeutet (vgl. Lane Modern Egypt., Bd. 1 S. 54). In Indien und Afganistân bedeutet es einen Mantel von wollenem Tuche mit Aermel und Stickerei auf dem Rücken, aber ohne Krage. Unsere Jupe scheint davon abgeleitet zu sein.